Univ. of
Toronto
Library

AG
R93560k

Landschaftliches und Geschichtliches

aus dem

Unter-Elsaß.

Von

Wilhelm Rullmann.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.

6998
2/2/90
b

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Wir alle kannten eine Mutter, deren Sohn in der Fremde verschollen war. Jahre lang trug sie ihren Schmerz mit sich; dann suchte sie ihn mit Gewalt zu ersticken. Niemand durfte sie an den verlorenen Sohn erinnern; sie wollte nichts mehr hören von ihm, dessen Name schon, wenn er genannt wurde, die alte Wunde ihres Herzens wieder aufriß.

Eine lange Zeit war vergangen, da brachte ein glückliches Geschick den Verlorenen wieder in die alte Heimath zurück. Weinend vor Freude nahm die Mutter ihn auf und sie pflegte den Ermüdeten. Wie unermüdlich war sie jetzt, jedem zu erzählen von dem Wiedergefundenen und ihn selbst auszufragen, wie es ihm ergangen sei in der Fremde.

Germania ist die Mutter, der Gau am Oberrhein das verlorene und wiedergefundene Kind! —

Merkwürdig genug ist es und nur so erklärlich, wie wir es angedeutet haben, daß dieses schöne reiche Land, so ganz durchweht vom Athem des deutschen Geistes, die Wiege der besten Männer, die alte Arbeitsstätte deutscher Cultur, bisher so wenig bekannt war diesseits des Rheins, fast ebenso wenig, wie jenseits der Vogesen!

Aber seit eine große und reiche Zeit den verlorenen Gau dem alten Vaterlande zurückgebracht hat, wie lebhaft ist seitdem das Interesse für den wiedergewonnenen alten Bruderstamm erwacht, wie eifrig blättern wir in den Büchern seiner Geschichte, um uns von jenen Zeiten erzählen zu lassen, deren gewaltiges Kunstdenkmal so lange als stummer Vorwurf über den Rhein zu uns herüberschaute! —

Unsere Tagesliteratur, die sich mit dem Elsaß beschäftigt, wird noch lange den Charakter des Oberflächlichen haben, bis erst die reichen Schätze der elsäßischen Provinzialliteratur vollständig für uns an das Licht gefördert sind. Dieser Charakter wird auch den nachfolgenden Blättern nicht fehlen, und der Verfasser hat vor Allem den Elsäßer, dem sie in die Hände fallen sollten, um Nachsicht zu bitten.

Frankfurt a. M., Ende April 1871.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Weißenburg und Wörth	1
Hagenau	11
Im Wasgaugebirge	21
Elsaß-Zabern	39
Die Umgebungen von Zabern	52
Der Kochersberg	67
Der Odilienberg und seine Umgebungen	82
Schlettstadt	104
Straßburg	123
1. Das alte Straßburg	132
2. Ein Gang durch Straßburg	147
3. Die Capitulation von 1681	179
4. Straßburg 1870	203

Weißenburg und Wörth.

Der Name Weißenburg wird noch lange Zeit, sicher wenigstens für dieses Geschlecht, das so Großes erlebte, einen besonderen Zauber haben. Er erinnert an jenen schönen Augenblick, da zum erstenmal die freudige Kunde eines errungenen Sieges in die fieberhafte Erregung fiel, mit der man nach der bedrohten Grenze schaute. Ja, Tage fieberhafter Erregung, aufreibender Spannung gingen jenem 4. August vorher. Die Nachricht von der Saarbrücker Komödie war angekommen. So lächerlich jener Theatercoup war, so hatte er doch verstimmend gewirkt. Der Feind hatte seinen Fuß auf deutschen Boden gesetzt, eine alte deutsche Stadt occupirt. Wird es ihm gelingen, seinen räuberischen Ueberfall fortzusetzen? Wird das Kriegsglück, wie früher, den Adlern des fränkischen Cäsaren treu bleiben? Werden die Feinde ihre Rosse bald in dem schönen Rhein tränken, der sie wieder einmal lüstern gemacht hatte? — Freilich von den Hunderten langer Eisenbahnzüge, die Tausende und aber Tausende von Vaterlandsvertheidigern immer noch an uns vorüberführten, klang trostreich und Vertrauen erweckend der schöne Refrain des Rheinliedes zu uns herüber, aber doch war manche Stirne bewölkt und jedes Auge sah ernst darein. Es war die Schwüle vor dem Gewitter, von dem man nicht wußte, ob gleich

der erste zündende Strahl das Haupt des Feindes treffen oder in den eignen Herd schlagen würde. Es war ein unheimliches Hangen und Bangen in schwebender Pein. Nie ist Frau Fama geschäftiger, als in solchen Augenblicken dumpfer Erwartung. So gingen denn auch damals die sonderbarsten Gerüchte umher, bald Gutes, bald Böses verkündend und in ihrem Widerspruch reizten sie noch mehr die fieberhaft erregten Gemüther auf. Da auf einmal fällt das kleine, aber inhaltsreiche Telegramm in die Schwüle des Tages, das den Sieg des Kronprinzen bei Weißenburg meldet. Nun überall Freude, Jubel, Umarmungen, Händedruck; und lauter als je schallt das Lied durch Straßen und Felder:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Weißenburg, du kleine Stadt an der Lauter, dein Name klingt unsterblich fort, in den Blättern der Geschichte; jenen zum Leid, uns aber zur Freude! — Wenn Deutschland einen Denkstein dieser glorreichen Zeit errichten will, späteren Geschlechtern zur Mahnung und Erinnerung, nirgends anderswo dürfte er stehen, als dort auf der Höhe des Gaisberges, wo die drei Pappeln stehen, die weit auf Thal und Feld hinabsehen! —

Kein Deutscher wird noch auf lange Zeit hin ohne tiefe Bewegung an jener Stelle die ehemalige Grenze passiren. Sobald der Zug jene Linie überschritten hat, die früher der kaiserliche Adler Frankreichs bezeichnete, öffnet sich auch die Aussicht auf die Umgebungen von Weißenburg und auf das Schlachtfeld vom 4. August. Mitfahrende, die der Gegend kundig sind, machen uns aufmerksam und zeigen uns aus dem Wagen links den langgezogenen Hügel des Gaisberges und rechts die Höhe von

Schweigen, auf welcher der Kronprinz in der Frühe des 4. Auguſt mit ſeinen Truppen erſchien. Das letzte pfälziſche Dorf, an welchem die Bahn vorüber ſaust, dicht an der Grenze, iſt Schweighofen. Dort befand ſich am Tage der Schlacht das Hauptquartier des Führers der dritten Armee. Zur Erinnerung daran hat die Kaiſerin Ende Januar dem dortigen Pfarrer zwei koſtbare Gaben überſchickt, ein Reliquienkreuz in Gold und Email für deſſen Wohnzimmer und ein Altarbuch für die Kirche, „zum Andenken an den unvergeßlichen Tag von Weißenburg."

Will man, in Weißenburg angekommen, zunächſt das Schlachtfeld des 4. Auguſt mit einem Blick überſchauen, ſo thut man am Beſten, die Höhe von Schweigen hinaufzugehen, oder wenigſtens bis zum Fuße dieſes Dorfes der Landauer Chauſſee zu folgen. Als ich im Herbſte des letzten Jahres dieſen Weg machte, war die ganze Landſchaft vom ſchönſten Sonnenlicht umleuchtet. Die Wieſen an der Lauter prangten in faſt frühlingsfriſchem Grün, an den Hügeln hinauf hing die Traube reich am Gelände und Alles ſtrotzte auch im Spätherbſte von jenem Segen, den die Natur dieſen Gegenden geſchenkt hat. Nirgends mehr eine Spur des fürchterlichen Kampfes, der hier getobt hatte. Still ruhen die Todten unter dem Raſen, der Pflug des Landmanns zieht Furchen durch die Schollen, die von ihrem Blute getränkt ſind. Wo die Löwen des Schlachtfeldes bivouakirten, weiden jetzt friedliche Lämmer. Ein Bild des Friedens liegt die Landſchaft vor uns, indem wir jetzt beim erſten Hauſe des Dorfes ſtehen bleiben und unſere Blicke über den Thalſchnitt ſchweifen laſſen. Von hier aus fällt es nicht ſchwer, mit etwas Phantaſie und einiger Kenntniß der Details das Bild der Schlacht ſich zu erneuen, die einſt dieſen Frieden grauſam verſcheuchte. Ueber uns, zum Theil aus waldigem Gehölz hervortretend, ſehen wir in

der ersten Frühe jenes denkwürdigen Tages die Vortruppen der dritten Armee erscheinen, bayrische Jäger, weiterhin Artillerie und preußische Infanterie. Ihnen gegenüber, auf der Höhe des Gaisberges und hinter den Wällen der kleinen Festung der Feind. Die rothen Hosen blinken in der aufsteigenden Sonne; Allarmsignal, Alles rennt dort durcheinander, um sich zu sammeln, da ertönt auch schon der erste Kanonenschuß durch die Stille des Thales. Drei einzelne Pappeln stehen dort auf der Höhe des Gaisberges, eine französische Batterie hat sich da aufgestellt und sie läßt sich zuerst hören. Bald antwortet ihr die bayrische Artillerie, Schuß auf Schuß fällt, herüber und hinüber. Die meisten Geschosse der deutschen Batterieen sind gegen die Festung gerichtet, das Landauer Thor ist vor Allem ihr Zielpunkt. Bayrische Jäger gehen in Tirailleurschwärmen vor und eröffnen die Attaque. Sie leiten den Sturm gegen die Stadt ein. Gleichzeitig rücken preußische Infanteriemassen gegen den Gaisberg vor und bald ist die Schlacht in vollem Gange. Die Bayern drängen stürmend durch das zerschossene Thor in die Stadt ein, die Franzosen ziehen sich fechtend zurück, in den Straßen kommt der Kampf zum Stehen; aber ein preußisches Regiment hat die Stadt umgangen und durch das Hagenauer Thor eindringend, schneiden sie den Franzosen den Rückzug ab. Hunderte müssen sich hier ergeben, zum Theil hervorgeholt aus ihren Verstecken, Kirchen und Kellern. Wüthender noch, blutiger ist der Kampf an einer andern Stelle. An der nördlichen Senkung des Gaisberges befindet sich ein Gehöft, das von Mauern umzogen und von Obstbäumen umstanden ist, der sogenannte Windhof. Hier hatten die Franzosen einige Batterieen, darunter auch die gefürchteten Mitrailleusen aufgestellt und sich vortheilhaft verschanzt. Hier stürmte die Garde und die braven Schlesier, hier fiel

der französische General Douay und hier wurde, nachdem die französische Stellung durchbrochen war und der Feind sich zur Flucht wandte, die erste Trophäe, eine Kanone, erbeutet. Hier wurde die Schlacht entschieden, der Sieg gewonnen.

Dem Besitzer des Windhofes ist es, wie man mir erzählte, übel ergangen. Er theilte das Schicksal derjenigen, die sich während des Kampfes in seine Keller geflüchtet hatten. Mit diesen hervorgezogen, wurde er angeklagt, auf die eindringenden Deutschen geschossen zu haben, nach Küstrin gebracht und erst nach Monaten wieder in Freiheit gesetzt. Des Verbrechens, dessen man ihn grundlos zeihte, haben sich bekanntlich einige Weißenburger Bürger wirklich schuldig gemacht und ebenso bekannt ist es, daß sie deshalb von einem französischen Prinzen belobt wurden.

Mit dem Siege des 4. August waren die sogenannten Weißenburger Linien durchbrochen, die einst unter Ludwig XIV. Marschall Villars zum Schutze der französischen Grenze gegen die Pfalz hin angelegt hatte. Sie zogen sich vom Städtchen Lauterburg am rechten Ufer der Lauter fast drei Meilen lang bis über Weißenburg hin. Sie bestanden aus Erdaufwürfen, Brustwehren und regelmäßigen Verschanzungen, mit denen die natürliche feste Position jener Höhenzüge verstärkt war. Noch in den Revolutionskriegen des Jahres 1793 spielte diese Fortificationslinie eine bedeutende Rolle. Der österreichische General Wurmser erstürmte sie am 13. Oktober 1793 und der französische General Beauharnais wurde deshalb, weil er diese wichtige Stellung verloren, auf Befehl des Convents enthauptet. In neuerer Zeit waren diese Festungslinien vernachlässigt worden. Dennoch bot der Gaisberg, der höchste Punkt dieser Linien, wenn er auch nicht die steilen Felsenhöhen aufweist, von dem unsere Kriegskorrespondenten in ihrem Eifer anfangs berichteten, den Franzosen eine so günstige

Position, daß das ungleiche Zahlenverhältniß der Angreifer und Angegriffenen dadurch ausgeglichen wurde.

Die Stadt Weißenburg bietet an und für sich wenig Interessantes. Der gewöhnlichen Ueberlieferung nach soll eine Abtei, die König Dagobert I. mit Grundbesitz ausstattete, den Grund zu der allmählig anwachsenden Stadt gelegt haben. Aus jener Abtei ging der Dichter des „Krist" hervor, der unter dem Namen Otfried von Weißenburg als die erste dichterische Persönlichkeit in unserer alten Literatur auftritt. Im Jahr 1247 wurde Weißenburg den zehn reichsfreien Städten des Elsaßes zugetheilt. Im siebzehnten Jahrhundert theilte sie das Schicksal derselben. 1677 mit Hagenau niedergebrannt, kam die Stadt im Ryswiker Frieden definitiv an Frankreich. Nach dem Census von 1866 zählt die Stadt 5570 Einwohner. Das Gebäude der ehemaligen Comthurei des Deutschritterordens ist jetzt das palais de justice. Das einzige hervorragende Gebäude der Stadt ist die katholische Peter- und Paulskirche, die im dreizehnten Jahrhundert erbaut einen edlen Styl, bedeutende Dimensionen und im Inneren manche interessante Einzelheiten aufweist. Die Stadt hat im Ganzen trotz der französischen Schilder ihren deutschen Charakter treu bewahrt. An einzelnen Häusern fehlen auch die guten alten Inschriften nicht, wie folgende, die ich mir abgeschrieben habe:

Gottes Gnad und gesunder Leib
Ein warmes Bett und ein schönes Weib
Ein gut Gewissen und viel Geld
Das ist das Beste auf der Welt.

Man wird erstaunt sein, an einer Straßenecke den Namen „rue Stanislas" zu lesen. In dieser Straße befindet sich ein älteres, ziemlich großes Haus, das einen etwas düstern Eindruck macht. Hier wohnte sieben Jahre

lang, von einer französischen Pension lebend, Stanislaus Leschynski, König von Polen. Den Winter pflegte er in der kleinen Stadt zuzubringen, die sich durch seinen Aufenthalt sehr geehrt fühlte, im Sommer bewohnte er ein Landhaus bei St. Remy, nur mit der Erziehung seiner einzigen Tochter Marie beschäftigt. Diese empfing hier 1725 die Werbung Ludwigs XV., die dem Exkönig von Polen die lothringische Krone verschaffte, damit sie später an Frankreich falle.

Setzt man von Weißenburg aus die Reise durch das elsäßische Tiefland nach Straßburg weiter fort, so ist die nächste bedeutendere Station Sulz unterm Wald — Soulz sous Forêts — ein Städtchen mit etwas über 1000 Einwohnern, das seinen Namen von einer Salzquelle hat, die niemals zu Bedeutung gekommen ist. Hier war das Hauptquartier der kronprinzlichen Armee am Tage nach der Schlacht bei Weißenburg, am 5. August. Von hier aus wälzten sich in der Frühe des nächsten Morgens die Heeresmassen dem Thale der Sauer zu, das sich nach den Vogesen hin etwas weiter unterhalb Sulz öffnet. Sie suchten Mac Mahon auf und noch an diesem Tage kam es zu der ewig denkwürdigen Schlacht bei Wörth.

Schon vom Sulzer Bahnhofe aus sieht man in der Thalöffnung die Straße sich am Abhang wohlbebauter Hügel hinziehen, die nach Wörth führt. Noch lange Zeit werden deutsche Touristen diesen Weg einschlagen und die Stätten aufsuchen, auf denen einer der schönsten Siege der deutschen Geschichte errungen wurde. Fast im Halbkreis sich ausdehnende Höhenzüge schließen hier den Horizont für denjenigen ab, der auf der Sulzer Straße herankommt. Diese Höhenzüge hatte die Armee Mac Mahons besetzt. Das Dorf Fröschweiler war das Centrum ihrer Aufstellung; erst nachdem am Nachmittag zwischen drei und vier Uhr

dieses Dorf genommen war, traten die Franzosen ihren Rückzug an, der bald in die wildeste Flucht ausartete. Nach diesem Dorfe benennen sie bekanntlich die Schlacht. Der Schwerpunkt der preußischen Aufstellung war Wörth, während die Bayern rechts von der Sulz-Wörther Chaussee bei Lembach und Preuschdorf postirt waren und von dort aus vorgingen. Gegen zwei Uhr am Nachmittage stand die Schlacht auf ihrem Höhepunkte. Auf der ganzen Linie war der heißeste Kampf entbrannt. Mehrere einzeln stehende Gehöfte waren in Brand geschossen, Elsaßhausen und Wörth standen in Flammen und so stiegen auf der ganzen Linie der Schlachtaufstellung die Rauchsäulen empor. Es war ein großartiger, schrecklicher Anblick, in diesen sonst so friedlichen Thälern, die von der Natur mit dem reichsten Segen überschüttet waren, die Gräuel der Zerstörung und die Wuth der entfesselten menschlichen Leidenschaften toben zu sehen. Ueber die in der Fülle des Spätsommers prangenden Felder sausten Batterieen, sprengten Reiterregimenter einher und was der flüchtige Fuß der Pferde verschonte, zertrat der Sturmschritt der Infanteriekolonnen. In den Weinbergen, in den Hopfenfeldern tobte der Kampf und das Blut röthete die Erde, während aus den sonst wohlhabenden und glücklichen Dörfern auf den Höhen und im Thal die Flammen der Vernichtung emporstiegen.

Wörth zeigte nach der Schlacht ein trauriges Bild der Zerstörung. Hier und dort waren die Fenster zerschossen, die Thüren zertrümmert. Wie Mancher war hier aus seinem Versteck, von dem aus er auf den eindringenden Feind gezielt hatte, hervorgeholt worden! Und draußen die verwüsteten Felder! Was kann es für den Landmann Schrecklicheres geben, als seinen wohlbebauten Acker zerwühlt und zertreten, die Früchte seines Schweißes in wenigen Stunden verloren zu sehen?!

Das Städtchen Wörth selbst, mit ungefähr 1200 Einwohnern, liegt auf einer Insel, die von der Sauer und der Sulzbach gebildet wird. So klein es ist, weist es doch einiges Interessante auf. Denn früher war Werdt, wie es auf der Karte des Elsaß von Daniel Specklin genannt wird, einer der bedeutendsten Plätze des unteren Elsaß. Die Mauern, von denen es umgeben war, haben die Stürme des dreißigjährigen Krieges längst hinweggefegt. Nur ein alterthümlicher Thurm, der jenseits der Brücke ersteht, erinnert noch an die Zeit, in welcher dieser Ort der Grafschaft Hanau-Lichtenberg gehörte und ein Schloß dieser Grafen der Sitz eines Amtmannes war. Einer dieser Amtsleute hat sich einen Namen gemacht, der mit diesem alten Thurm die gute alte Zeit der Hanau-Lichtenberger überdauert hat. Es ist Bernhard Herzog, der bekannte Verfasser der „Elsaßischen Chronik."

Als man das letztemal an diesem alten Thurm einige Restaurationen machte, fand man in dem kupfernen Knopf unter dem Wetterhahn ein Schriftstück aus dem Jahre 1758, das über eine Reparatur jenes Jahres berichtet, und ungefähr so schließt: „Der Herr dieses Ortes und Landes ist Herr Ludwig, Erbprinz von Hessen-Darmstadt, Generallieutenant in preußischem Dienste, 39 Jahre alt. Gott erhalte ihn noch lange! Die Welt ist ein Schauspiel; in hundert Jahren und mehr wird es sein, als wären wir nie gewesen. Gruß ihren Nachfolgern von dem Amtsverwalter Valentin Cochnat von Colmar, 31 Jahre alt und dem Maurermeister Joseph Schaller aus Tyrol."

Der Weisheit des Amtmannes von Wörth werden sicher noch mehr Leute beistimmen, als der Tyroler Maurermeister, der seinen Namen beisetzte. „Die Welt ist ein Schauspiel; in hundert Jahren wird es sein, als wären wir nie gewesen." Wie sehr haben dieß auch jene Gegenden

erfahren, auf die der alte Thurm herabsah, ohne selbst zu ahnen, welche Weisheit in seinem Kopfe verborgen war. Ja es hat nicht einmal ein halbes Jahrhundert gedauert und der Amtmann von Wörth hat vielleicht selbst noch die Zeit erlebt, in welcher die Revolution mit eisernem Besen die feudalen Ueberreste der guten alten Zeit hinwegfegte, freilich damit auch auf das deutsche Wesen zum erstenmal ernstlich losstürmte, das in diesen Thälern so fest saß. Und nach hundert Jahren gab es hier, wo der Amtmann allmächtig geboten hatte, eine „justice de paix," ein „bureau d'enregistrement," eine „direction de poste aux lettres" und andere Erfindungen der Neuzeit. Und wieder nach einer kürzeren Spanne Zeit sah der alte Thurm auf wildes Kampfgetöse herab, Flammen bedrohten ihn und Kugeln sausten über ihn weg. Seine Mauern zitterten und mit ihnen der alte Knopf unter dem Wetterhahn; vielleicht erwachte dort die Weisheit des alten Amtmannes von Wörth und rief mitten durch das Getöse der Schlacht den fremden Eindringlingen, die sich so keck und sicher auf dem Boden geglaubt, den sie jetzt flohen, das alte Wort zu: „Nach hundert Jahren wird es sein, als ob ihr nie dagewesen wäret!"

Hagenau.

Am Morgen nach der Schlacht bei Wörth erschien, wie amtliche Berichte meldeten, die badische Kavallerie-Brigade unter dem Commando des Generalmajor Freiherrn von La Roche plötzlich vor den Thoren Hagenau's. Es galt, die kleine Festung durch einen Handstreich zu nehmen. Als die vorgeschobenen Patrouillen meldeten, daß das Weißenburger Thor auf sei, ließ General von La Roche die reitende Batterie auffahren und nun ging es vorwärts! Im Galopp jagte die Brigade durch die Straßen der Stadt, sich wenig um einzelne Schüsse kümmernd, die aus Häusern und Kasernen auf sie abgefeuert wurden. Die Thore und Kasernen wurden besetzt, Hagenau war in einer Viertelstunde genommen.

Von diesem Augenblick an war eine Stadt wieder mit Deutschland vereinigt, die in der Geschichte unseres Vaterlandes keine unbedeutende Rolle gespielt hat. Ihre Entstehung sowohl, wie ihre Blüthe verdankte sie den Hohenstaufen, deren Glanz und Ruhm reich auf die alte Stadt fiel. Der Vater Barbarossa's, Friedrich, Herzog von Schwaben und vom Elsaß, baute hier in der waldreichen Gegend auf einer Insel der Moder ein Jagdschloß, in dessen Nähe sich bald ein kleiner Ort erhob, der nach seiner Umgebung

den Namen Hagenau annahm. Sein Sohn, der große Rothbart, verwandelte das kleine Schloß in einen stattlichen Palast, den er befestigte. In dieser kaiserlichen Pfalz wurden bis zum Tode Philipps von Schwaben die Kroninsignien aufbewahrt. Es mag vielleicht interessant sein zu erfahren, woraus um jene Zeit dieser Insignienschatz bestand. In einer Urkunde Conrads IV. aus dem Jahr 1246 werden folgende Stücke erwähnt: 1) Ein Splitter aus dem Kreuze des Heilands (unseres Herrn holtz), in einem goldenen Kreuze aufbewahrt; 2) ein Zahn Johannes des Täufers; 3) die Lanze des h. Moritz; 4) ein Nagel aus dem Kreuze Christi; 5) der kaiserliche Mantel; 6) zwei Schwerter; 7) den gulden Appel mit dem Creitze; 8) drei goldne Sporen; 9) ein Chorhemd aus weißem Sammt; 10) zwei Scharlachhosen; 11) zwei Schuhe mit Edelsteinen besetzt.

Barbarossa war es, der die Stadt 1164 mit Mauern umgeben ließ und sie mit wichtigen Privilegien ausstattete, die viel Bewohner der Umgegend herbeizogen. Er hielt hier öfters glänzende Reichstage ab und als er 1189 nach dem heiligen Lande aufbrach, ließ er scheidend noch ein Zeugniß seiner Milde zurück, indem er das Hospital, das er gegründet hatte, „den Hungernden das Brod zu brechen, die Heimathlosen und Nothleidenden aufzunehmen," noch reicher ausstattete. Wenige Jahre nach seinem Tode empfing hier sein Sohn Heinrich VI. in einer glänzenden Versammlung der Reichsfürsten den aus der Gefangenschaft zu Schloß Trifels entlassenen Richard Löwenherz, der bis zur Zahlung des Lösegeldes am kaiserlichen Hofe bleiben mußte. Auch Friedrich II. thronte hier oft in Glanz und Ruhm in seinen besten Jahren; in Hagenau war es, wo der blonde Staufenkaiser Monate lang einen glänzenden Hof hielt an der Seite seiner schönen Gemahlin, der englischen Elisabeth.

In jener reichen Zeit, deren Glanz und Ruhm ihren Wiederhall fand in herrlichen Liedern, fehlte dieser Stadt auch ihr Sänger nicht. Die Nachtigall von Hagenau ist jener Reinmar der Alte, der von Walther von der Vogelweide als ebenbürtiger Sänger begrüßt wurde. Wie Walther, so nahm auch er an einem Kreuzzuge Theil; dës tages, dô ich daz kriuze nam, — beginnt eines seiner Lieder. Bekannt ist auch sein Klagelied auf den Tod Leopolds VI. von Oesterreich, das einer Frau, wahrscheinlich der Wittwe desselben, Helena in den Mund gelegt ist:

Waz bedarf ich wunneclîcher zît,
Sît aller vröuden herre, Liupolt, in dër ërde lît? —

Hundert Jahre später lebte hier Gottfried von Hagenau, Kanoniker an der Kirche zu St. Thomas. Er ist der Autor eines lateinischen Gedichtes de sex festis B. Virginis, das dem Bischof Johann von Lichtenberg gewidmet ist. Das Manuscript, in welchem sich auch fünf deutsche Minnelieder eingeschrieben fanden, die Graff 1826 in Stuttgart herausgab, hat wohl auch mit der Straßburger Bibliothek, der es angehörte, seinen Untergang gefunden. Oberlin hat einige Notizen über dasselbe in seinen Miscella (Straßburg 1770) gegeben, wo er auch ein Bruchstück desselben mittheilt.

Im Jahr 1235 war die Bevölkerung Hagenau's bereits so angewachsen, daß eine Erweiterung der Stadtmauer vorgenommen werden mußte. Vom Ausgang der Hohenstaufenzeit an wurde sie als kaiserliche und reichsfreie Stadt angesehen. Auch in der habsburgischen Zeit verlor sie nicht ihre Bedeutung. Hagenau wurde der Sitz der kaiserlichen Präfektur der zehn reichsfreien Städte des Elsaß und Residenz eines Landvogtes. Im Jahre 1285 empörten sich die Bürger gegen den Landvogt Otto von Ochsenstein

und vertrieben ihn; Rudolph von Habsburg gelang es jedoch bald, die Ruhe wieder herzustellen. 1247 war Hagenau in den Bund der rheinischen Städte eingetreten. Auf dem Reichstag saß sie auf der Bank dieser Städte nach Frankfurt.

Die Stadt hatte schwer zu leiden unter den Einfällen der Armagnacs und bei der Invasion Heinrichs II. von Frankreich; aber am schrecklichsten wurde sie durch den dreißigjährigen Krieg heimgesucht. Von 1300 Bürgern, die sie vor diesem Kriege zählte, waren im Jahr 1654 nur 250 übrig. Der westphälische Friede stellte die reichsfreie Stadt unter französische Oberherrschaft und Ludwig XIV. ließ sich 1662 den Eid der Treue schwören. Die Wohlthaten des neuen Regiments sollte die arme Stadt bald spüren. Nachdem sie schon im Februar 1677 durch den Parteigänger Labrosse in Brand gesteckt worden war, ließ sie der Marschall Crequi im September desselben Jahres zum größten Theil in Asche legen, „damit der Feind hier keine Winterquartiere beziehen könne," wie es in seinem Berichte heißt. Auch die alte Kaiserpfalz brannte dabei nieder. Es war in jener traurigen Zeit, in der sich die Volksstimme im Elsaß hatte warnend hören lassen:

Wenn's Colmar, Landau, Weißenburg übel geht,
So sieh' zu, Hagenau, wie es um dich steht!
O Rath zu Straßburg siehe zu,
Und hüt' dich, mach deine Thür' wohl zu!

Das Andenken an die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen sowohl, wie an die schmähliche Vergewaltigung durch Frankreich ist den Bürgern Hagenau's natürlich längst entschwunden. Lokalgeschichte wird in den Schulen dort nicht getrieben, obwohl die Geschichte keiner Provinz so reich ist, wie die des Elsaß. „Unter Ludwig dem Großen

wurde das Elsaß wieder mit Frankreich vereinigt," — damit macht man den Unterricht in der heimathlichen Geschichte ab. Die Hagenauer sind so gut französisch, wie nur irgend eine Stadt oder ein Städtchen im Elsaß.

Dabei ist der Charakter der Stadt auch jetzt noch völlig deutsch. Zwar die französischen Schilder über den Cafés, Geschäften und Läden zeigen auch hier das dominirende Element an. Im Uebrigen aber repräsentiren die zum Theil sehr alten Häuser und Straßen, die großen steinernen Brunnen völlig noch die deutsche Vorzeit. Nur wenn man an dem alten, während der Revolution aufgehobenen Kloster vorüber nach dem Theaterplatz zugeht, stellt sich einem das Moderne entgegen. Das Gemüthliche tritt zurück, das Großartigere an seine Stelle. Der schöne Theaterbau, die Präfektur und einige stattliche Privathäuser verleihen diesem Theile der Stadt einen großstädtischen Charakter. Das Theater umfaßt bedeutende Räumlichkeiten. Außer einer stehenden Truppe gab hier den Winter hindurch die Straßburger Gesellschaft wöchentlich einmal eine Vorstellung. Die Stadt kann sich dieß erlauben. Sie ist vielleicht die reichste Commune Frankreichs. Außer ihren jährlichen Revenüen anderer Art ist es besonders der große Hagenauer Forst, der ihren Einkünften einen beträchtlichen Zuschuß liefert. Man sagt, daß der Magistrat diese Einkünfte sehr weise verwaltet. Etwas sparsam dürfte er doch wohl damit sein und es könnte wohl etwas mehr zur Ausschmückung der alten Stadt geschehen. Eine badische Stadt von dieser Größe, wie etwa Offenburg, macht denn doch einen ganz anderen Eindruck.

Sehenswürdigkeiten bietet die Stadt fast gar nicht. Wie das Andenken an die große Zeit der Hohenstaufen längst verklungen ist, so sind auch die Baulichkeiten längst in Trümmer zerfallen, die von jener Zeit reden könnten.

Von der kaiserlichen Pfalz sind die Grundsteine nur zuweilen noch bei niedrigem Wasserstand im Flußbette der Moder zu erkennen. Nach den Umrissen dieser Fundamente und einigen lokalgeschichtlichen Quellen hat der dortige Stadtpfarrer Viktor Gerber einen Plan der Burg construirt. Seine Angaben wurden im Ganzen bestätigt durch eine Entdeckung, die man kurz darauf machte. Es fand sich nämlich im Hagenauer Stadtarchiv eine alte Zeichnung der Burg, im Jahr 1614 von einem Maler von Fach vom Thurm der St. Georgenkirche herab entworfen, die im „Bulletin de la société pour la conservation des monuments historiques de l'Alsace" wiedergegeben ist.

Außerdem könnte auch die Nikolauskirche noch als eine solche historische Reminiscenz an die alte Kaiserzeit gelten. Sie ist aus der Hospitalkirche hervorgegangen, die Barbarossa im Jahre 1164 erbauen ließ. Im dreizehnten Jahrhundert ausgebaut und im fünfzehnten erweitert, macht sie mehr im Innern, als von außen einen bedeutenden Eindruck. Namentlich wird der gothische Chor und der schöne Altar dem Eintretenden vortheilhaft in die Augen fallen.

Die andere Kirche Hagenau's, die St. Georgskirche, wurde in der letzten Zeit der Hohenstaufen erbaut. 1189 angefangen, im Jahre, da Barbarossa seinen Kreuzzug antrat, wurde sie 1254, im Beginn des Interregnums vollendet. Das Innere ist großartig und imposant angelegt. Auch hier ist der Chor gothisch, während sonst der romanische Styl überwiegt. Der Eindruck des Bunten und Schimmernden ist hier noch mehr störend, wie in anderen katholischen Kirchen.

Wie das Straßburger Münster, so könnten auch diese Steine reden, wenn Menschen schweigen. Im Jahre 1677 sahen diese Kirchen auf die zerstörenden Flammen herab,

die halb Hagenau in Asche legten. Beide Gottesgebäude gingen unversehrt aus der Feuersgluth hervor.

Die beiden großen Kirchen Hagenau's sind katholisch. Diese Stadt ist der Hauptsitz des Katholicismus im unteren Elsaß. Zwar hatte auch hier die Reformation anfangs zahlreiche Anhänger gefunden. Aber dem berühmten Humanisten Hieronymus Gebweiler (Verfasser der Panegyris Carolina und einer Geschichte des Klosters Hohenburg), der sich 1525 kurze Zeit hier niederließ, gelang es, sich der Kirchenreform mit Erfolg entgegenzustellen. Oesterreichischer Einfluß unterdrückte später noch mehr die reformatorische Bewegung, so daß sie hier nie wieder Terrain zu gewinnen vermochte.

Die Hagenauer, wie bemerkt, sind gute Franzosen. Als ich am 28. September vorigen Jahres dort ankam, fand ich auch hier auf den Straßen jene charakteristischen Gruppen wieder, die um jene Zeit in jeder elsäßischen Stadt zu treffen waren. Die Nachbarn standen auf der Straße in Häufchen von fünf oder sechs, steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich in eifrigem Geflüster. Wenn ein Fremder, mit oder ohne Uniform, vorüberging, so fuhren die Köpfe auseinander und argwöhnische Blicke ließen sich sehen, ängstlich zugleich, als fürchtete man, belauscht zu sein. Man unterhielt sich über die neueste preußische Lüge, den Fall Straßburgs. Eine Lüge war es selbstverständlich, daß die gewaltige Festung des Elsaß sich den Deutschen ergeben haben solle. Erst als man die gefangenen Straßburger Mobilen vorbeimarschiren sah, fing man an, etwas schwankend und nachdenklich zu werden.

Weißenburg hatte ich, mit Ausnahme des lebhaft bewegten Bahnhofes, fast unheimlich still gefunden. Hagenau bot ein Bild des Krieges dar. Württemberger bildeten die Garnison; ihre Musik spielte am Nachmittag vor der

Kaserne. Schwerverwundete von Wörth, meist Zuaven und Turkos, die das Lazareth als Krüppel verlassen hatten, hinkten durch die Straßen. Die Einwohner ließen ihre Sympathieen für die Unglücklichen gern hervortreten. Um eine Straßenecke biegend sah ich plötzlich vor mir eine rührende Scene. Ein an Krücken gehender, bärtiger Zuave, der sein rechtes Bein verloren, ließ sich vor einem Krämerladen auf einem Sessel nieder, den man ihm hinstellte. Der Ladenbesitzer brachte ihm Cigarretten, ein junges Mädchen einen Teller voll Obst und ein kleines Kind, ein Mädchen von etwa sechs Jahren, einen großen Blumenstrauß. Er griff zuerst nach den Blumen des Kindes.

Einer meiner Begleiter, ein Cigarrenhändler, brachte mich gegen Abend in ein jüdisches Café, dessen Besitzerin eine Wittwe war. Die schöne Tochter derselben, deren Augen brauner waren, als der schlechte Mocca, den sie uns kredenzte, wartete uns auf. Später kam auch der Sohn der Wirthin herbei, der meinen Begleiter kannte. Eine kleine Gesellschaft bildete sich um unseren Tisch. Der junge Hebräer nahm eifrig an unserer Unterhaltung Theil und suchte uns zu überzeugen, daß der Elsaß nie von Frankreich lassen werde. „Lieber sterben, als deutsch werden," meinte er. Später besann er sich doch auf einen Ausweg. „Wenn es Frieden gibt, so wird ja von dem großen Frankreich noch ein kleines Stück übrig bleiben, und dorthin gehe ich." Seine Mutter gebot ihm Stillschweigen. „Ach was! laßt ihn doch reden!" rief ein dicker Armeelieferant aus, dem eine solche Unterhaltung Vergnügen zu machen schien. „Wenn ich mein Geld hier verzehre, so kann ich auch verlangen, daß sich der Wirth mit mir disputirt."

Warum ich diese Unterhaltung hier erwähne? — Weil die Heftigkeit, mit welcher der Sohn der jüdischen Wirthin seinen Patriotismus an den Tag legte, charakteristisch ist

für die fanatische Anhänglichkeit an Frankreich, welche die Juden im Elsaß und in Lothringen überhaupt während dieses Krieges gezeigt und bethätigt haben. Unter den Franktireurs jener Gegenden waren die Juden zahlreich vertreten. Die Spione, welche dort den Deutschen in die Hände fielen, rekrutirten sich fast immer aus dieser Menschenklasse. Diese Anhänglichkeit läßt sich nicht schwer erklären. In Frankreich, obwohl sie auch dort fast nur die deutschen Regionen mit ihrer Ansiedlung begünstigt haben, erhielten die Juden zuerst sociale und politische Rechte, während sie im übrigen Europa noch Unterdrückte waren. Alles verdankten sie in dieser Beziehung dem ausgleichenden Princip der Revolution und den Begünstigungen des ersten Napoleon. Aber auch das zweite Kaiserreich hat ihnen neue Rechte verliehen und der dritte Napoleon hatte keine getreueren Unterthanen, als die Juden im Elsaß und in Lothringen. So ist es im Ganzen die Pflicht der Dankbarkeit, die sich in dieser Anhänglichkeit an Frankreich äußert. Und trotzdem — so widersprechend dieß erscheinen mag, — ist das Judenthum auch wieder ein Element, an das die Regermanisirung anknüpfen muß. In den Städten, wo das Franzosenthum herrschend ist, sind die Juden gerade die Bewahrer der deutschen Sprache geblieben, die ja überhaupt ihre zweite Nationalsprache geworden ist.

Als ich am anderen Morgen Hagenau verließ, nahm ich gerade nicht die freundlichsten Eindrücke mit. Die Stadt hat etwas Graues, Düsteres und in ihrem altdeutschen Charakter mit französischer Tünche jenes Zwitterhafte, das dem ganzen Elsaß zwar eigenthümlich ist, bei ihr aber besonders unangenehm entgegentritt.

Die Umgebung von Hagenau zeigt nur nach dem Süden hin offene freie Felder, wo der Hopfen grünt und reift, der für die Bürger der Stadt eine einträgliche Quelle ihres

Wohlstandes ist. Im Norden und Osten der Stadt dehnt sich meilenweit der große Hagenauer Wald aus. Der „heilige Forst" wurde er in alten Zeiten genannt, weil in der Einsamkeit seiner Eichen und Tannen sich zahlreiche Eremiten niedergelassen hatten. Im siebenten Jahrhundert hatten hier zwei Männer sich eingesiedelt, die im Ansehen der Heiligkeit standen, der h. Arbogast und der h. Deodat, früher Bischof von Nevers. Eine Zeit lang lebten und beteten dann diese beiden Männer zusammen, bis ihr Beruf sie wieder trennte, indem Arbogast Bischof von Straßburg wurde, Deodat das Kloster Ebersmünster gründete. In dem Walde zeigt man noch jetzt eine Eiche von riesigem Umfang, an deren Fuß die Hütte stand, in welcher der h. Arbogast seinen Gott verehrte.

Südlich von Hagenau in einem Haine, in dessen Nähe die Bahn vorüberführt, befindet sich eine berühmte Wallfahrtsstätte, Marienthal genannt. Die Chroniken berichten, daß im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein frommer Ritter, Albert von Wangen, hier in der Nähe eines kleinen Baches, der den Wald durchfließt, seine Einsiedlerhütte erbaute. „Alberts Bethäuslein" wurde diese vom Volke genannt, bis später ein Marienbild, das vor der Hütte stand, dieser Stätte den Namen Marienthal gab. Nachkommen des Hauses Wangen gründeten hier eine Kirche und dann ein Kloster, dem die Gattin Ludwigs XV., Maria Lescynska, besondere Begünstigungen zuwandte, weil sie beim Besuche dieses Ortes die Nachricht von der Werbung des Königs von Frankreich um ihre Hand erhielt.

Oestlich vom Hagenauer Forst, wo in der Ferne die Wellen des Rheines schimmern, liegt ein Heiligthum anderer Art — Sesenheim.

Im Wasgaugebirge.

Im Sommer 1771 machte Goethe mit seinem Tischgenossen Weyland, der uns auch aus der Sesenheimer Idylle wohlbekannt ist, eine Reise durch Elsaß und Deutsch-Lothringen. Eine sonderbare Fügung ließ ihn gerade eine Route wählen, auf der er an zwei Stellen Gegenden berührte, die ein Jahrhundert später der Schauplatz der großartigen Kämpfe des 6. August wurden. Ueber Zabern, Pfalzburg, Buchsweiler, Lützelstein, Bockenheim und Saargemünd kam er nach Saarbrücken, wo er für einige Tage bei dem Präsidenten von Günderode freundliche Aufnahme und Bewirthung fand, um dann über Zweibrücken, Bitsch, Reichshoffen und Hagenau den Rückweg einzuschlagen, dessen nächstes Ziel das „geliebte Sesenheim" war. So gern wir den Faden seiner Reise verfolgen möchten, so sind wir doch, da wir uns zuletzt in Hagenau aufgehalten, genöthigt, unsere Wanderung in umgekehrter Richtung zu machen, wobei wir auch, um dem Elsaß treu zu bleiben, auf den Abstecher nach Lothringen verzichten. Aber wir wollen nicht versäumen, an betreffender Stelle die Goethe'schen Reiseeindrücke einzufügen, die er in jenen Gebirgsgegenden des Wasgaus in sein jugendliches Gemüth so tief und lebhaft aufnahm, daß die Erinnerung des Greises sie noch treu wiederzugeben vermochte.

Von Hagenau aus folgen wir der Straße nach Bitsch. Der erste größere Ort, der uns auf dieser Route entgegentritt, ist Reichshoffen. Der Name dieses Städtchens ist nach jenem ruhmvollen 6. August oft genannt worden. Hierher wälzte sich von Wörth und Froschweiler die flüchtige Armee Mac Mahons, hier griff die württembergische Brigade wirksam in die Verfolgung ein und machte eine Beute, nach der sich die Deroute der französischen Armee bemessen ließ.

Reichshoffen ist eine kleine Stadt von nahe 3000 Einwohnern. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts war „Richeneshoven" nur ein kleines Dorf, das der Herzog Matthias von Lothringen dem Bischof von Straßburg zu Lehen gab. Dieser erhob es zum Rang einer Stadt und erbaute hier ein Schloß, das später mit dem Städtchen den Herren von Ochsenstein als Lehen übergeben wurde, von dem es die Grafen von Zweibrücken-Bitsch erbten. Nach dem Aussterben derselben fiel es später wieder an Lothringen zurück, bis 1771 Johann von Dietrich Stadt und Umgebung durch Kauf erwarb.

Die Stadt liegt in einem schönen und fruchtbaren Thale, das von dem Falkensteinbach und dem Schwarzbach durchflossen wird. Die Umgebung des Städtchens, das durch einen kleinen Seitenstrang mit der Bahnlinie Hagenau-Bitsch verbunden ist, zeigt Hügel, Wälder und Thalstrecken von landschaftlicher Schönheit, obwohl die Großartigkeit der Wasgaugegenden hier noch nicht hervortritt. Auf dem Wege nach Wörth befinden sich die Ruinen einer alten gothischen Kapelle, die auf der Grundmauer eines römischen Tempels errichtet war. Bei Reichshoffen beginnen bereits die großartigen Bergwerksanlagen, die sich bis nach Niederbronn ausdehnen. Damals als Goethe durch diese freundliche Gegend kam, ließ der Besitzer dieser Bergwerke, der

vorher genannte Johann von Dietrich, hier ein stattliches Schloß bauen. Zwölf Jahre später verlebte der Sohn desselben, der erste Maire Straßburgs, hier seine letzten ruhigen Tage, ehe er der Schreckensherrschaft seines Vaterlandes entfloh, der er später doch zum Opfer fallen sollte.

Niederbronn, nur eine kurze Strecke von Reichshoffen entfernt und von der Bahnlinie berührt, im neunten Jahrhundert als Villa Brunnon urkundlich angeführt, war eine alte römische Niederlassung und zu jener Zeit vielleicht schon ein beliebter Badeort. Als im Jahr 1592 der Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg die alten Bassins wieder herstellen ließ, fand man über dreihundert römische Medaillen und Münzen, die alle der Zeit des Kaiserreichs angehörten, mit Ausnahme einer einzigen, die den Namen des Triumvirs Marcus Antonius zeigte; sie waren jedenfalls Gaben, die man der Gottheit der Quelle weihte, entweder um ihre Gunst zu erringen oder Dank für dieselbe zu bezeugen. Jener Graf Philipp von Hanau soll das Bad wieder hergestellt haben, weil er ihm selbst seine Wiederherstellung verdankte. Später gerieth es aufs Neue in Verfall, bis die ganze Gegend mit Reichshoffen in den Besitz des Barons Dietrich kam. Dieser ließ sich die Restauration und Verschönerung der Badeanstalten sehr angelegen sein und seine Bemühungen fingen bereits an Früchte zu tragen, als plötzlich die Stürme der Revolution hemmend und zerstörend dazwischen traten.

Von jenem Dietrich, einem der industriellsten Geister des Elsaß, der, wie Goethe bemerkt, „früher als andere, sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes mit gutem Erfolg zu bedienen wußte," rühren auch die großartigen Bergwerksanstalten her, die zu dem Reichthum der Gegend mehr beigetragen haben als die Heilkraft der Quelle. Diese Etablissements, bekannt unter dem Namen

der forges du Bas-Rhin, gehörten zu den ansehnlichsten Frankreichs und haben in neuerer Zeit besonders den Maschinenbau in großartigem Maßstabe betrieben.

Niederbronn ist noch jetzt ein besuchter Badeort; die Einen zieht die Schönheit der Gegend, die Andern die Heilkraft der Quelle an. Für die Annehmlichkeit der Badegäste wird reichlich gesorgt; schöne Spaziergänge bieten der englische Garten und der Park des Barons von Dietrich, der den Fremden geöffnet ist. Dabei ist die weitere Umgebung von Niederbronn wohl geeignet, zu größeren Ausflügen zu verlocken.

Hier bietet sich zunächst das Jägerthal dar, eine liebliche, von dem Schwarzbach durchströmte und von den Hammerschlägen naher Bergwerke belebte Thalstrecke, die sich bis in die Gegend der beiden Schlösser Alt- und Neuwindstein hinaufzieht. Auch nach dieser Seite hin haben sich die Dietrich'schen Bergwerksanlagen ausgedehnt, auch hier befindet sich ein Schloß dieser Familie, das von großartigen Parkanlagen umgeben ist. Ein anderer interessanter Punkt dieser Gegend, dicht an der lothringischen Grenze gelegen und nicht weit von der Bitscher Straße entfernt, ist die Wasenburg. Goethe versäumte nicht, ihr seinen Besuch zu machen. In dieser ganzen Gegend „umspülte ihn der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften ihm aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten." Auch hier an der Wasenburg verehrte er „an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet."

Der Name der Wasenburg hängt sicher ebenso wie der des benachbarten Wasenstein und des im Breuschthal

gelegenen Wasgenstein (Wasichenstein) mit dem Namen zusammen, den das ganze Gebirge seit uralten Zeiten führt und den erst die neuere Zeit in das französirende Vogesen verstümmelt hat. Geben wir ihm den alten guten Namen Wasgau wieder!

„Das war des Waidmanns Freude, der alte Wasichenwald,
Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt!"

In den gewaltigen Eichen und Tannen dieser wilden Gebirgsgegend rauscht es noch von den Sagen des alten Waltarilieds. Durch eine dieser dunklen Schluchten zog der aquitanische Held mit seinem Fluchtgenossen, der schönen Hiltgunde, verfolgt von dem Burgunderkönig, den die hunnischen Schätze lüstern machten.

„Dort ragten dicht beisammen zwei Berge in die Luft,
Es spaltet sich dazwischen anmuthig eine Schluft,
Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räubernest.
Er schaut' den festen Platz; hier, sprach er, laß uns rasten,
Des süßen-Schlafes mußt' ich schon allzulange fasten;
Das war seit vierzehn Nächten, auf hartem Rosses Rücken,
Ueber den Schild gelehnet, ein unerquicklich Nicken."

Wer wollte nach dieser Beschreibung die Stelle herausfinden, wo der kühne Held die Vogesenpässe zu überschreiten suchte und von dem raubsüchtigen Gunther und seinen Mannen aufgehalten wurde? Wo der tapfere Arm, nachdem er so viele seiner Feinde zu Boden gestreckt, von dem Schwerthieb des alten Freundes getroffen in das blutgetränkte Gras fiel und Hagens Auge im Sande zuckte? Gewöhnlich denkt man bei der Erzählung des alten Heldengedichtes an den sagenberühmten Wasichenstein im Breuschthale. Aber ist es wahrscheinlich, daß der flüchtige Held so lange durch das elsäßische Tiefland zog, ehe er sich der

schützenden Wildniß des Gebirges zuwandte? Ist nicht vielleicht jener Wasenstein bei Niedersteinbach der Schauplatz jener heroischen Kämpfe gewesen? Die Ueberreste dieses Wasensteins sind zwei Thürme auf den Gipfeln zweier Felsen, die durch eine tiefe Schlucht getrennt sind. Hier vielleicht also war es, daß Waltari sein blondes Haupt in den Schooß der Geliebten legte, deren scharfes Auge wachsam in die Ferne spähte.

Diese ganze Gegend ist reich an Ruinen, wie fast keine andere des Wasgaugebirges. Alt- und Neuwindstein haben wir schon erwähnt. Das alte Schloß, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, diente lange Zeit den Aebten von Neuburg zur Aufbewahrung ihrer Schätze, bis es im Jahre 1334 durch den Bischof von Straßburg und die Bürger von Hagenau zerstört wurde. An einer anderen Stelle wurde dann Neuwindstein auferbaut. Westlich von der Wasenburg befindet sich die Ruine Hohenfels. Diese Burg, die den Herren von Ettendorf gehörte, wurde im fünfzehnten Jahrhundert von den Straßburgern und Hagenauern, und, wieder auferbaut, im Jahre 1677 von den Franzosen zerstört. Schöneck, Wineck und Wittschloß sind die Namen dreier anderen Ruinen, die weiter nördlich hinter Windstein liegen.

Die Straße führt, dicht hinter der Wasenburg, in das „Bitscher-Ländchen" hinüber. Freilich, die alte Grenze zwischen Elsaß und Lothringen dürfte hier schwer aufzufinden sein. Denn unübersehbare Waldstrecken führen aus einer Provinz in die andere, der deutsche Dialekt zeigt ebenso kaum bemerkbare Uebergänge, wie Brauch und Lebensart der Bewohner. In diesen einsamen Gebirgsgegenden, die nur hier und da ein bebautes Thal mit kleinen Dörfchen geschmückt aufweisen, sitzt alte deutsche Sitte noch so fest, wie vor Jahrhunderten, und spottet aller Verwälschung.

Würde nicht noch so manches Andere davon melden, die alten deutschen Märchen und Sagen und die Spinnstuben, in denen sie erzählt werden, würden vollgültiges Zeugniß ablegen. So sehr der Geist der neuen Zeit auch in diesen Gegenden wider die alte Sitte angekämpft hat, so haben sich doch diese Spinnstuben bis auf den heutigen Tag erhalten. Jeden Abend versammeln sich zur Winterzeit die Weiber mit ihren Spinnrädern, die Männer mit ihren Pfeifen in dem Hause eines der Dorfbewohner. Der Ofen in der Mitte der Stube ist bis zum Uebermaß geheizt, eine Lampe mit großem Docht verbreitet eben so viel Rauch als Licht über den Kreis der Spinnerinnen, die um den Ofen herum auf hölzernen Stühlen sitzen, während auf den Bänken längs der Wand ausgestreckt die Männer ruhig ihre Pfeife rauchen und sich von den Beschäftigungen des Tages unterhalten. Die Erzählerin beginnt; alsbald schweigt die Unterhaltung und man hört bald nichts mehr, als das Geräusch der Räder und die Stimme der Erzählerin. Es dauert jedoch nicht lange, daß das Schnarchen eines der Raucher sich einmischt, bei dem der Reiz der Erzählung die Müdigkeit nicht überwinden konnte, und gegen eilf Uhr geht die ganze Versammlung aus einander. So dauert es bis gegen Lichtmeß, um welche Zeit das Spinnrad durch andere Beschäftigungen verdrängt wird, wie das Bitscher Sprichwort sagt:

Lichtmeß,
'S schpinne vergeß,
'S Rad hinner die Dhür geschmeß.

Uebrigens gibt es in diesen Gegenden noch einen anderen Kreis von Erzählern, der durch die Holzschuhmacher und Holzhauer gebildet wird, die während der ganzen Woche im Walde beschäftigt sind und nur Samstag Abends in

das Dorf zurückkehren, um am Montag Morgen wieder an ihre Arbeit zu gehen. Diese erbauen sich im Walde Bretterhütten, deren Dach mit Rasen bedeckt und nur an einer Stelle offen ist, um den Rauch durchzulassen. Sobald die Nacht herankommt, legen sich die Arbeiter zu Viert oder Sechst in ihren Hütten nieder, machen in der Mitte ein Feuer an und verzehren ihr Abendbrod, das hauptsächlich aus in der Asche des Feuers gebratenen Kartoffeln besteht und bei dem der Branntwein nicht fehlen darf. Dann strecken sie sich auf ihre Strohlager aus, die einen Kreis um das Feuer bilden, Jeder steckt sich seine Pfeife an und indem man den Schlaf erwartet, erzählt man sich. Wehe dem, der den Erzähler unterbricht oder der zuerst einschläft! Das traditionelle Gesetz dieser Wälder verdammt den Schuldigen, am nächsten Morgen das Wasser zum Frühstück zu holen, aber nachdem einmal das Opfer gefunden ist, hören die Andern auf, gegen die Müdigkeit anzukämpfen und sobald der Erzähler auf seinen Ruf: wer wacht noch?" keine Antwort mehr erhält, legt er seine Pfeife zur Seite und schläft selbst ein.

Wir sind in der Heimath der „Schlittener," in der wildesten Gegend des Wasgaus. Aber wir haben den Fuß auf altlothringischen Boden gesetzt, um einen Blick in das romantische Bitscher Ländchen zu werfen. Wir kehren um und auf elsäßischer Seite uns haltend schlagen wir den Weg über Oberbronn nach Buchsweiler ein.

Oberbronn ist malerisch am Fuße eines mit Weinbergen umzogenen Hügels gelegen. An seinem Eingange erhebt sich ein altes, noch stattliches Schloß mit Renaissanceformen, umgeben von weitläufigen Gartenanlagen. Hier war einst ein Sitz des alten Geschlechtes der Ochsensteiner, der später an die Lichtenberger verkauft wurde. Nach dem Aussterben der Letzteren ging Burg und Lehen an die

Grafen von Leiningen-Westerburg über. In kurzer Entfernung von Oberbronn zeigen sich die Ruinen des Schlosses Arnsberg, das ebenfalls den Lichtenbergern gehörte.

Wir sind in der Nähe der alten Stammburg dieses im Mittelalter so mächtigen Fürstengeschlechtes. Die Straße überschreitet, bald an Weinbergen, bald an dunklen Tannenwäldern vorüberführend, den Rothbach bei dem gleichnamigen Dorfe. Folgen wir dem Laufe dieses Nebenbaches der Moder seiner Quelle zu, so gelangen wir dicht an der lothringischen Grenze links abbiegend zu Städtchen und Fort Lichtenberg. Das ungefähr tausend Seelen zählende Städtchen wird beherrscht von einem kegelartigen Berge, auf dessen felsiger Spitze sich das Fort Lichtenberg erhebt, der alte Stammsitz des gleichnamigen gräflichen Geschlechtes.

Bernhard Herzog, der Verfasser der elsäßischen Chronik, der selbst ein Lichtenbergischer Beamter war, weiß uns Genaues über die Gründung der alten Stammburg zu erzählen. Er führt die Geschichte seines herrschaftlichen Hauses auf die Zeit Chlodwigs zurück, der die Vogesenpässe deutschfränkischen Rittern zuertheilte und sie die alten römischen Castelle einnehmen ließ. Unter diesen „Grenzgrafen" seien auch die Herren von Lichtenberg, Ochsenstein, Barre und Dachsburg gewesen. Die Lichtenberger aber hätten ihre Stammfeste an dem Orte gebaut, wo sie jetzt noch steht, freilich im Laufe der Zeit umgewandelt und vergrößert. Diesen Ort zu wählen, seien sie durch einen Hirten veranlaßt worden, der ihnen gerathen, „ihr wohnung auff den Liechtenberg zu einem Bronnen, so aus einem Felsen gerunnen, zu bawen, dem sie gefolget, wie dann das Hauß Liechtenberg, ob es wohl auff einem solchen hohen Berg ligt, das man das unter gebürg alles übersehen kann, so ist doch auff gemeltem Hauß, welches ein besonder Mirakel, kein

mangel an Wasser, sonder hat eine stattliche Brunnenquellen und Wassergruben."

Was wir im Folgenden aus der Geschichte des Hauses Lichtenberg mittheilen, entnehmen wir dem ausführlichen und urkundlichen Werke Lehmanns über die Grafschaft Lichtenberg. Wir geben hier die Beschreibung wieder, die dieser unser Gewährsmann von dem gegenwärtigen Zustande der Burg entwirft:

„Die ursprüngliche Burg ist noch größtentheils vorhanden; sie ruht auf einem Felsen, der die Höhe eines Berges krönt, den man von Ingweiler aus in ungefähr anderthalb Stunden erreicht. Sowie man auf der Höhe aus dem Walde tritt, wird man durch den Anblick derselben überrascht, und wir entdecken sogleich den Umfang der alten Burg mit dem breiten dunklen Hauptthurme in der Mitte und um jene herum die neueren Terrassen, Festungswerke und Wälle. Ehe wir dahin gelangen, kommen wir durch das vor derselben gelegene gleichnamige Dörfchen und dann zieht sich rechts auf der Südseite der schmale Pfad hinan zur Festung, in welcher gegenwärtig eine französische Garnison liegt. Bei der zweiten Zugbrücke beginnt der alte hohe und gewölbte Eingang zur Burg, rechts in den Felsen gehauen und links mit mächtigen Quadern gemauert, und durch denselben erreichen wir aufsteigend den ehemaligen, jetzt mit neueren Vertheidigungswerken flankirten Burghof. Eine breite Treppe führt ins Hauptgebäude, das sich an den festen Thurm anlehnt, von dessen Höhe man eine weite Aussicht genießt, nach Westen hin auf das mächtige vogesische Gebirge, gegen Südost auf die Gegend um Hagenau und über den Rhein auf den Schwarzwald; aufwärts südlich schweift das Auge nach Straßburg mit seinem erhabenen kunstreichen Münsterthurme, dessen Obervögte die Herren von Lichtenberg waren,

und endlich in der Nähe, ebenfalls nach Süden, auf Buchsweiler und dessen Umgebungen hin, so daß also unsere Dynasten von diesem ihrem Sitze, gleichsam wie von einer Hochwacht aus den größten Theil ihres ursprünglichen, schönen und mit allen Erzeugnissen des Bodens reichlich gesegneten Gebietes überschauen konnten. Unter der obersten und höchsten Plattform des Thurmes befindet sich das berüchtigte Gefängniß, die Hölle geheißen, das in den Zwisten der Lichtenberger Brüder eine so grausige sagenhafte Rolle spielt und in welchem gegenwärtig die Pulvervorräthe aufbewahrt werden. Unten im Hofe sieht man noch, neben neueren Gebäuden und Wohnungen, wie die alte Burg später, besonders im sechzehnten Jahrhunderte, erweitert oder verändert wurde, kenntlich an Balkonen, Thürgestellen u. s. w. im Renaissancestyle, und auch die alte kleine Kapelle ist an der Südseite des Hauptthurmes noch unversehrt vorhanden."

Im Jahr 1260 wurde Lichtenberg von dem Bischof von Metz erobert und zerstört. Erst 26 Jahre darauf wurde es von Konrad von Lichtenberg, der Bischof von Straßburg war, wieder auferbaut. „Dirre was ein fromer man und ouch kriegbar und erhohete sin geslechte vaste," sagt der Chronist von ihm. Er erwarb seinem Hause auch die überrheinischen Besitzungen bei Kehl, die noch jetzt von jener Grafschaft Hanau-Lichtenberg, deren fruchtbarsten Theil sie bildeten, den Namen des „Hanauer Ländchens" führen. Dieser Konrad fand seinen Tod in einer Fehde mit der Stadt Freiburg. Bei einem Ausfall der Bürger rannte ein Metzger seine Lanze durch die Brust des kriegerischen Bischofs, der mitten im hitzigsten Gefecht statt eines Panzers nur ein rothseidenes Wamms trug. Er liegt in der Johanniskapelle des Münsters begraben, die noch jetzt sein gut erhaltenes Grabdenkmal zeigt. Er verdient diesen Platz, denn er war es, der im Jahr 1277 den ersten

Stein des gewaltigen Thurmes aufrichtete. Nach dem Aussterben der Lichtenberger im Jahr 1480 fielen ihre schönen Besitzungen theils an die Grafen von Hanau, theils an die von Zweibrücken-Bitsch. Da 190 Jahre später auch diese letztere Linie erlosch, so vereinigte Philipp V. von Hanau alle Besitzungen dieser Wasgauer Grafschaften mit denen seines Hanauer Hauses, indem er am 29. August 1570 mit den Bitscher Landschaften von dem Herzog Karl III. von Lothringen belehnt wurde. Im Jahr 1736 starb auch das Haus Hanau-Lichtenberg aus und die schönen und reichen Besitzthümer fielen bis zur Revolution an das Haus Hessen-Darmstadt. Goethe fand bei seiner Reise in diesen Gegenden „den Namen des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Dasein manch schönes Denkmal übrig geblieben war."

Wie schon in den alten Zeiten der Heldenmythe der Wasgau Schauplatz großartiger Kämpfe war, so ertönte auch im Mittelalter in diesen Waldgegenden manch kräftiger Schwerthieb und oftmals färbte sich der grüne Rasen mit rothem Blut. Es waren wilde, streitlustige Geschlechter, die hier ihren Sitz hatten und die sich oft heftig befehdeten. An die Güter der Lichtenberger stießen die Besitzungen der Leininger bei Reichshoffen und Niederbronn, deren Stammsitz die Dachsburg südlich von Zabern war. Die Ochsensteiner waren ein altes und angesehenes Geschlecht, die Bitscher, obwohl lothringisch, hatten doch ihre Hände immer in den Wasgauer Händeln und an Raublust und Streitsucht ragten die Lützelsteiner hervor, deren Stammsitz (la petite pierre) mit dem lichtenbergischen das Schicksal getheilt hat, später ein französisches Fort zu werden. Besonders heftig wurden diese Fehden in den verwilderten Zeiten zu Ausgang des Mittelalters. Wir erwähnen nur

eine derselben, weil sie uns auf das Schlachtfeld des sechsten Auguſt führt. Es war eine Streitsache zwischen den Leiningern und Lichtenbergern, die am 5. Juni 1451 dort zum Austrag kam. Nachdem von beiden Seiten nach alter guter Sitte in den Gebietstheilen des Feindes hinreichend gesengt und geraubt war, traf man zwischen Reichshoffen und Wörth endlich in offener Feldschlacht zusammen. Auf Seite der Lichtenberger standen die Lützelsteiner, aber die Leininger waren doch in der Uebermacht. Lange schwankte das Kriegsglück, endlich neigte es sich auf der Lichtenberger Seite, die Gegner wurden in die Flucht geschlagen, ja Graf Schafried nebst seinem Verbündeten, dem Herrn Georg zu Ochsenstein, selbst gefangen genommen und in festen Gewahrsam nach Lichtenberg gebracht, aus dem sie erst später durch den Kurfürsten von der Pfalz befreit wurden.

Daß derartige Fehden auch oft in der eignen Familie Platz griffen, davon würde uns die obenerwähnte „Hölle," das Gefängniß im alten Thurme, manches erzählen können. Eine grausenhafte Sage sei hier erwähnt, welche die Tradition von einem jener Bruderzwiste bewahrt hat, die im Hause Lichtenberg so häufig waren. Einer der Grafen hatte seinen Bruder hier eingesperrt, um ihn nicht verhungern, wohl aber verdursten zu lassen. Lange Zeit löschte der Unglückliche seinen Durst dadurch, daß er mit brennender Zunge die Wassertropfen seiner feuchten Kerkerwände aufleckte. Aber verrathen durch den Schloßkaplan, der ihn einst bei dieser Beschäftigung antraf, wurde er dieser Hülfsquelle beraubt, indem man die Kerkermauer mit Holz bekleidete. Der Unglückliche starb den schrecklichsten Tod; den unnatürlichen Bruder aber quälten später Gewissensbisse, so daß er zuletzt, um diesen ein Ende zu machen, den Kaplan einst auf die Wälle spazieren führte und ihn und sich selbst in den Abgrund hinabstürzte.

Von Lichtenberg aus erreicht man über Ingweiler, einem alten, schon zur Römerzeit existirenden und von Ludwig dem Bayer mit Mauern umgebenen Städtchen, in wenigen Stunden Buchsweiler, den alten Hauptort der lichtenbergischen Besitzungen. Goethe, indem er sich seines Besuches dieser Stadt erinnert, wo Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte, bricht in ein Lob der kleinen Städte aus, dem sich eine Lobpreisung gerade dieses Städtchens und seiner Umgebung anschließt. „Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein. — Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahe gelegnen Baschberg (Bastberg) die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum erstenmale auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehn. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu: gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche und von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine

Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsaßes zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweise in den Horizont verfließen."

Zur Verschönerung Buchsweilers hatte Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg viel beigetragen, der auch das Residenzschloß erweiterte und mit schönen und weitläufigen Gartenanlagen umzog. Auch verstand derselbe Fürst, seinem Ländchen und seiner Residenzstadt durch kluge Vorsorge Schonung zu verschaffen, als Heinrich II. von Frankreich, der „vindex libertatis Germaniae" im Mai 1552 mit räuberischem Kriegsvolke in das Elsaß einfiel und „nach damaliger Landsart Städte und Dörfer hart beschädigte."

Buchsweiler gibt uns Gelegenheit, noch eine andere Episode aus der Geschichte der Lichtenberger hier anzuführen, die sich im Munde des Volkes unter dem Namen „der Buchsweiler Weiberkrieg" erhalten hat, und die dem Untergange des berühmten Geschlechtes kurz vorausging. Ums Jahr 1560 hatte nämlich Graf Jakob von Lichtenberg nach dem Tode seiner kinderlosen Gattin eine Bauerndirne, Namens Barbara, aus Ottenheim zu sich in die Burg von Buchsweiler genommen. Diese herrschte bald unumschränkt über ihren fürstlichen Geliebten und über das Land, dessen Plage sie werden sollte. Um die armen Leute ihre Obergewalt recht fühlen zu lassen, mußten sie ihr, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, wöchentlich an zwei oder drei Tagen in der Frohnde, jedoch ohne Kost arbeiten, nämlich Leinsamen säen, denselben ausjäten, Lichter machen,

spinnen u. drgl.; jede Hausfrau war überdem noch verpflichtet, derselben in jedem Jahre ein Pfund gesponnen Garn zu liefern, sowie den Rahm von der Milch ins Schloß abzugeben. Wer sich über die Herrschaft dieser frechen Dirne beklagte, der kam, wann sie es erfuhr, waren es nun Männer oder Weiber, in den Thurm oder ans Halseisen, und jene wurden zudem noch geschätzt oder an Geld gestraft, kurz „sie thette den Armen leuten große smacheit an." Als nun diese Barbel im zweiten Jahre ihrer Herrschaft abermals einen Frohntag gebot, da traten die solcher heillosen Wirthschaft überdrüssigen Bewohner Buchsweilers zusammen, beriethen sich mit einander und schickten einige aus ihrer Mitte zu ihrem verblendeten Herrn, um ihm ihre Noth zu klagen und vorzustellen „wie sie die vneheliche Fraw vngebürlich hielte, das kondten sie nicht mehr erdulden, sie wollten alle ehe aus der Statt gehn." Der Graf ließ dieselben wohl vor sich und hörte auch ihre Beschwerden an, allein er entfernte sich, ohne ihnen eine Antwort gegeben zu haben. Die männliche Bevölkerung bemächtigte sich nun eines Thores, holte ihre Waffen und zog aus der Stadt bis auf sechs Männer, die zurückblieben, worauf der Graf die Stadt schließen und nach anderen Unterthanen schicken ließ, die ihm die Thore hüten sollten. Die Ausgewichenen begaben sich nach Lichtenberg zu Ludwig V., dem Bruder ihres Herrn, klagten ihm die Gewalt, die ihnen jenes Weib angethan, und ersuchten ihn, sie zu schützen und ihr Herr und Pfleger zu sein; dieser nahm sie auch freundlich auf, hieß sie da zu bleiben und gewährte ihnen Unterkunft in der Stadt Ingweiler. Kaum hatte die Concubine den Abzug der Männer aus Buchsweiler vernommen, da faßte sie den Entschluß, auch deren Weiber und Kinder aus der Stadt zu jagen; allein sowie die Weiber dieß erfuhren, hielten sie

ebenfalls eine Versammlung ab und schwuren einen Eid, beisammen zu bleiben und sich wehren zu wollen. Der städtische Amtmann gebot indessen den Frauen von Haus zu Hause, mit ihren Angehörigen die Stadt zu verlassen, was sie auch alle bereitwillig zusagten; als aber jener dieß seinem Herrn meldete und „die böß Fraw" auf solche Nachricht hin sogleich die Burgknechte nebst den sechs zurückgebliebenen Männern zu sich nahm, um die Weiber auszutreiben, da rotteten sich dieselben zusammen, und jede brachte eine Waffe mit; eine ergriff einen Bratspieß, die andere eine Heugabel, die dritte hatte einen Speer und die vierte einen Kolben, die fünfte bewaffnete sich mit einem Prügel, die sechste mit einer Axt, kurz „was jede gehaben mochte" und wehrten sich tapfer, trieben das böse Weib sammt ihren Helfern und Knechten in die Burg zurück und behaupteten siegreich die Stadt.

Der mannhafte Widerstand der Weiber von Buchsweiler mag dem hohen Herrn imponirt haben und da sein Bruder der Sache der Unterdrückten sich eifrig annahm, so zog er es vor, Frieden mit seinen Unterthanen zu machen und das böse Weib fortzuschicken. Barbel ließ sich in Hagenau nieder, wo sie später der Zauberei angeklagt und hingerichtet wurde. Ein so tragisches Geschick durfte als Sühne ihrer bösen Thaten gelten. Das Volk aber vergaß ihre Bedrückungen nicht und die Art, wie es von ihnen befreit wurde. Jahrhunderte überdauerte die Erinnerung an den Weiberkrieg zu Buchsweiler.

Auch ein gutes Werk bewahrt hier das Andenken an die alte Lichtenberger Dynastie: es ist das große Hospital, das im Jahr 1528, nach den schrecklichen Verwüstungen des Bauernkrieges, von dem Grafen Philipp III. von Hanau gegründet wurde. Die Güter, mit denen er die Stiftung ausstattete, wurden von seinem Sohne Philipp IV. reichlich

vermehrt, so daß das Hospital, das vom Jahr 1681 an unter die Leitung des General-Consistoriums zu Buchsweiler trat, über bedeutende Mittel gebot.

Der Glanz des kleinen fürstlichen Sitzes verlor viel unter den Stürmen der französischen Revolution. Das Schloß wurde demolirt, die schönen Gartenanlagen verwüstet und die prachtvolle Orangerie, da sich kein Käufer fand, später von Napoleon der Stadt Straßburg zum Geschenk gemacht.

Die „Route départementale“ führt von Buchsweiler zunächst an der lothringischen Grenze hin, um dann in der Nähe von Steinburg in die von Straßburg nach Zabern über Hochfelden führende Straße zu münden. Diese Gegend an den Abhängen des Wasgaugebirges ist oft der Schauplatz der schrecklichsten Kämpfe gewesen. Das alte Schloß und die Kirche des Ortes wurden 1525 von den aufständischen Bauern geplündert. 1622 befand sich hier das Hauptquartier Mansfelds, während er Zabern belagerte. Vierzehn Jahre später wurde Steinburg im Schwedenkriege fast ganz zerstört. Hier schlug 1793 General Burcy die Kaiserlichen und trieb sie bis auf den Bastberg bei Buchsweiler zurück. Von hier wurden sie in einem neuen blutigen Treffen weiter zurückgeworfen.

Bei Steinburg treten wir in das Zornthal und befinden uns in nächster Umgebung von Elsaß-Zabern.

Elsaß-Zabern.

Geschichtliche Erinnerungen sowohl, wie der landschaftliche Reiz seiner Umgebung machen Zabern zu einer der interessantesten Städte des ganzen Elsaß.

Die Geschichte dieser Stadt geht auf die Occupation dieses Landstriches durch die Römer zurück. An der Heerstraße, die von ihnen über die Vogesen gebaut wurde, legten sie in dieser Gegend Befestigungen an, die dazu bestimmt waren, den eindringenden germanischen Völkern den Weg über das Gebirge zu verlegen. Von drei Rasthäusern, die anfangs hier an der Straße gestanden haben mochten, erhielt der Ort, der sich nun bildete, den Namen tres tabernae, woraus sich später Zabernis und das deutsche Zabern (frz. Saverne) bildete. Merkwürdigerweise finden wir in der nächsten Umgebung der Stadt eine analoge Namenbildung; dicht an der elsäßischen Grenze liegt bei Pfalzburg das Dorf „les baraques des trois maisons.“ Die Dreizahl ist von jener Zeit an der Stadt Zabern eigenthümlich geblieben, so daß sie von dem Charakter der Stadt nicht zu trennen ist. Drei Thürme führt das Wappen der Stadt, und noch jetzt zerfällt sie in drei Theile: Altstadt, Mittelstadt und Kleinstadt, oder, wie die Revolution dekretirte, Vorstadt (faubourg), Hochstadt (la ville haute) und Niederstadt (la ville basse).

Im Jahr 555 von den Alemannen, die den Rhein überschritten hatten, zerstört, wurde der feste Ort zwei Jahre später von Julian Apostata wieder aufgebaut. Ein halbes Jahrhundert darauf fiel Zabern aufs Neue vor den eindringenden Germanen in Schutt und Asche, und erst unter den fränkischen Königen erhob es sich wieder aus seinen Ruinen. Als Heinrich I. der Finkler die im Vertrag zu Verdun errungenen Rechte Deutschlands wiederherzustellen suchte, bemächtigte er sich der Stadt Zabern und ließ dort eine Besatzung. Die Lothringer, die sich für Raoul von Frankreich erklärt hatten, belagerten die Stadt, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dem Bischof von Metz gelang es später, den Platz einzunehmen, den er jedoch wieder herausgeben mußte, als 925 Heinrich I. das Elsaß wieder definitiv mit Deutschland vereinigte. Die Stadt wurde nun ein Theil des Herzogthums Alemannien, ging jedoch im dreizehnten Jahrhundert an die Bischöfe von Straßburg über, deren Lieblingsresidenz später Zabern wurde.

Diese Verbindung gereichte der Stadt nicht immer zum Segen. Insbesondere brachte Wilhelm II., Graf von Dietz, Verderben über die ganze Gegend. Dieser zänkische und streitlustige Bischof lag in fortwährendem Streit mit der Stadt Straßburg, und um die Mittel für diesen Krieg zu erlangen, hatte er mehrere Kirchengüter verschleudert. Zuletzt wollte er auch Zabern verkaufen, wurde jedoch vom Grafen Friedrich von Hohenzollern und Hugelmann von Finstringen daran verhindert, die sich seiner Person bemächtigten. Vom Concil zu Constanz befreit, kehrte er nach Zabern zurück, um alsbald Streitigkeiten mit dem Herzog von Lothringen anzufangen. Dieser fiel mit einem räuberischen Heere im Elsaß ein, und statt den festen Platz zu belagern, plünderte und verheerte er die Umgegend.

Das Schloß Steinburg wurde zerstört, alle Dörfer weit und breit niedergebrannt; ja seine Söldnerhorden, nicht zufrieden damit, die Menschen in die Wälder zu jagen und die Häuser niederzubrennen, schnitten die Weinreben ab, fällten die Obstbäume und machten die Gegend Meilen weit zu einer Wildniß. Da ihnen der Spielraum ihrer Wuth zu klein war, so trugen sie Schrecken und Verwüstung bis weit in das Oberelsaß hinein.

Dem Kriege wurde endlich durch eine große Geldsumme, die an den Herzog von Lothringen bezahlt wurde, ein Ziel gesetzt. Bischof Wilhelm aber, der dieses Unglück über das Land gerufen, starb, wie der Chronist berichtet, „gehlingen (jählings) und elendiglich."

Die schrecklichen Verwüstungen dieses Krieges waren nur das Vorspiel der Gräuel, die mit den wiederholten Einfällen der Armagnacs über das ganze Elsaß kommen sollten.

Am Donnerstag vor St. Matthias 1439 zeigten sich diese schrecklichen Söldnerbanden zuerst, denen der Volksmund die Bezeichnung der „armen Gecken" gab. Ungefähr 12,000 Mann stark stiegen sie die Abhänge der Vogesen herab und lagerten sich in der ersten Nacht in der Umgegend von Zabern. Ein einziger Tag ihrer Anwesenheit genügte, um die ganze fruchtbare Gegend in eine Einöde zu verwandeln. Ueber ihre thierische Grausamkeit wissen die Chronisten nicht Schreckliches genug zu berichten. So sollen sie einen Steinburger Bauern, der ihnen nicht geben konnte, was sie verlangten, langsam am Feuer geröstet haben; sobald sein Körper mit Brandwunden bedeckt war, nahmen sie ihn vom Feuer, rieben seine Wunden mit Salz und gaben ihm zu essen und zu trinken, um dann das Spiel von Neuem anzufangen. Nachdem sie ihn acht Tage lang so gequält hatten, starb der Unglückliche

endlich an diesen schrecklichen Qualen. Die Schinder, wie sie vom Volke auch genannt wurden, durchzogen das Elsaß bis nach Basel hin und kehrten dann über Thann nach Lothringen zurück, wobei ihr Nachzug noch von elsäßischen Rittern überfallen und ihrer 2000 getödtet wurden.

Im Jahr 1444 fand ein neues Eindringen der Armagnacs statt. Die Chronisten nennen diesen Krieg zum Unterschied von dem ersten den „Großgeckenkrieg". In der That war er noch schrecklicher, noch verderblicher für das Land zwischen Wasgau und Rhein, als der erstere. Jenen hatte Hans von Finstringen angeführt; dießmal stand der Dauphin Frankreichs an der Spitze. Das Geschichtliche über diesen Söldnerfeldzug ist bekannt. An dem heldenmüthigen Widerstand der Schweizer bei St. Jacob brach sich die Fluth der räuberischen Ueberschwemmung, und das Frühjahr 1445 sah das Elsaß frei von diesen verheerenden Banden.

Kaiser Friedrich III. hatte diese Söldnerhaufen gegen die Schweiz zu Hülfe gerufen. Darum erhob sich die Volksstimme im Elsaß zürnend und strafend gegen das Oberhaupt des Reiches in den „Cantilen von den Armen Gecken":

„Bistu ein Konig von Osterrich,
Des Römyschen Rychs ein herre?
Du solltest meren das Römysch rich,
So wiltu es zerstören;
Du hast die mörder har geladen
Allen stetten uff yren schaden:
Scham dich der großen uneren."

Friedrich III. besuchte übrigens selbst das Elsaß, dessen Volk Gelegenheit gehabt hätte, ihm jene Verse ins Gesicht zu singen. Auf seiner Reise von Colmar nach Metz im Jahr 1473 hielt er sich einige Tage in Zabern auf.

Im Jahr 1525 bemächtigten sich die aufständischen Bauern dieser Stadt. Der Herzog Anton von Lothringen, dem sich die Grafen von Bitsch, von Salm und von Leiningen anschlossen, zog gegen sie. Die Bauern stellten sich ihm entgegen, wurden zurück geschlagen und in der Stadt eingeschlossen. Ein Haufe von 6000 Mann, der vom Kochersberg zum Entsatze Zaberns herankam, wurde bei Lupfstein geschlagen und fast Alle fanden unter den Streichen der Lothringer oder in den Flammen des brennenden Dorfes ihren Tod. Der Regen fiel stark an jenem Tage, wie der Chronist erzählt. Das strömende Wasser führte das Blut der erschlagenen Bauern mit und röthete die Wellen der Zorn.

Die Niederlage bei Lupfstein setzte die in Zabern Eingeschlossenen in Angst und sie traten mit den Belagerern in Unterhandlung. Sie mußten sich auf Gnade oder Ungnade ergeben, ihre Waffen niederlegen und die Stadt verlassend, auf dem Martelberg (Berg der Märtyrer) sich sammeln, wo ihnen der Urtheilsspruch des Herzogs verkündet werden sollte. Sie hatten ihren Weg durch zwei Reihen von Landsknechten zu nehmen, die mit den Waffen in der Hand Spalier bildeten. Man hatte ihnen einen Eid vorgeschrieben, mit dem sie sich zur Rückkehr in den Schooß der römisch-katholischen Kirche verpflichten sollten. Da wird hier und da trotzig der Ruf: „Es lebe Luther!" ausgestoßen. Die Landsknechte spotten und verhöhnen sie; aus ihren Reihen hört man plötzlich den Ruf: „Schlagt sie todt! Es ist uns erlaubt!" und alsbald beginnt ein Gemetzel, das zu den blutigsten gehört, von denen die Geschichte uns meldet. Die Bauern, unbewaffnet, unfähig, Widerstand zu leisten, werden zu Hunderten, wie Stiere hingeschlachtet. Einige fliehen ins freie Feld, aber bald eingeholt, färben sie den Boden mit ihrem Blut. Die

Hauptmasse wälzt sich nach der Stadt zurück, wo sie ihre Waffen niedergelegt hatten. Die Landsknechte folgen ihnen, grausam mordend, dringen mit in die Stadt ein und setzen hier das Gemetzel fort. In den Häusern, in Kirchen und Kellern, suchen und finden sie ihre Opfer; überall Leichen der Bauern, überall Stöhnen der Sterbenden. Hunderte von Bürgern der Stadt finden dabei ihren Tod; schon will man die Häuser in Brand stecken, schon mit der Plünderung der Stadt beginnen, da treffen die Führer in der Stadt ein, um dem Werke des Mordens und Verwüstens endlich ein Halt zuzurufen.

Der Herzog von Lothringen wandte sich dann dem Oberelsaß zu und schlug die Bauern noch einmal bei Scherweiler. Nach dieser Schlacht kehrte er durch das Thal von Villé nach seinem Lande zurück. Die Kraft des Aufstandes war gebrochen, ein Jahr darauf war die Ruhe wieder vollständig hergestellt.

Die Erinnerung an jene Schreckenszeit bewahrt ein Volkslied, welches sich in dem Archiv der Stadt Rappoltsweiler befindet. In diesem Liede, das über die Sache der Bauern sehr ungünstig urtheilt (Sie wollten Herren sin allein, Alle guetter machen gemein, Das spil hannd sie verloren) heißt es:

Der Lothringer soumpt sich nit lang
Er kam in bald entgegen
Zu Zabern war der erst anfang
Er thett gar vil erwürgen
Wol von dem leben zu dem todt;
Die Puren kamen in große Nott,
Des schuff ir falscher synne.

Der Verfasser des Liedes, wahrscheinlich ein Klostergeistlicher, bittet den Lothringer, den „vil frommen Herrn," er möge

„Die Lutherſchen ganz dilghken ab
Die Puren bringen an bettel ſtab."

Die Zaberner Steige, die Straße nach Lothringen und die Verbindung mit Frankreich war für die Stadt verhängnißvoll. Dieſen Weg kam am Anfang Mai 1552 der König Heinrich II. von Frankreich, der im biſchöflichen Schloß einige Tage Quartier nahm. Von hier aus drangen ſeine Kriegsvölker verwüſtend in der elſaßiſchen Ebene vor, bis der König ſich veranlaßt ſah, den Rückzug anzutreten und dem Rhein Lebewohl zu ſagen, der auch ihn ſchon lüſtern gemacht hatte.

Neue Gräuel brachte der ſogenannte lothringiſche Krieg über dieſe Gegenden. Die Stadt Straßburg unterſtützte Heinrich von Navarra im Kampfe gegen die Ligue. Um den Hülfstruppen, die ſie ſchickte, den Weg nach Frankreich zu verlegen, überſchritt der Herzog von Lothringen mit 8000 die Zaberner Steige. Es gelang ihm, die Straßburger Söldner zu überraſchen und ſie zu vernichten. Dieſer Streithandel, ſowie ein Schisma bei der Wahl eines neuen Biſchofs, ließen den alten Hader zwiſchen Biſchof und Rath der Stadt wieder aufleben, der ein Erbſtück des Mittelalters war. Die katholiſchen Stiftsherrn von Zabern wählten Herzog Karl, Cardinal von Lothringen; die proteſtantiſchen Stiftsherrn von Straßburg hoben, von dem Rathe der Stadt begünſtigt, Johann Georg, Markgraf von Brandenburg, auf den biſchöflichen Sitz. Die lothringiſchen Truppen ſtiegen nun wieder über Zabern in das Elſaß hinab und richteten nach ihrer Art die ſchrecklichſten Verwüſtungen an, die von den Soldaten des Brandenburgers erwiedert wurden. Ob nun die Wage des Glücks ſich auf die Seite des Lothringers oder des Brandenburgers neigte, immer hatte das Land zu ſeufzen. Neun Monate wüthete dieſer ſchreckliche Krieg und der

Vergleich zu Saarburg setzte ihm noch kein Ende. Die beiderseitige Erschöpfung der Gegner ließ die Waffen für eine Zeit lang ruhen, um die Feindseligkeiten mit erneuter Kraft zu beginnen. Erst am 22. Nov. 1604 wurde ein Friede zu Hagenau abgeschlossen, in welchem Georg von Brandenburg gegen eine Geldentschädigung auf seine Rechte verzichtete, die protestantischen Stiftsherrn ebenso durch Revenuen entschädigt wurden und der Bischof-Kardinal sich mit der Stadt Straßburg gütlich auseinandersetzte.

Die Religionskriege hatten im Elsaß längst begonnen, als der dreißigjährige Krieg ausbrach. Auch in dieser Alles vernichtenden Kriegszeit hatte Zabern viel zu leiden. Mansfeld belagerte die Stadt vergeblich; ehe er abzog, forderte er von ihr 100,000 Gulden, die sie vor seiner Rache schützen würden. Die Bürger antworten ihm, sie wollten sich für dieses Geld Pulver und Blei kaufen, um ihm bei seiner Rückkehr die richtige Antwort zu geben. Mansfeld verließ das Elsaß, um den Krieg in die Pfalz zu tragen. Als jedoch der Bischof Leopold von Straßburg eine Armee rüstete und ihm nachzog, kehrte er um, drängte die Bischöflichen zurück, nahm einen Platz nach dem andern weg und begann am 11. Juni 1622 von Neuem die Belagerung Zaberns. Er fand noch heftigeren Widerstand, als das erstemal, aber er würde die Belagerung mit aller Energie fortgesetzt haben, wenn er nicht von seinem Herrn, dem Pfalzgrafen, seine Abberufung erhalten hätte.

Zabern blieb dann lange Zeit unberührt von den Drangsalen des schrecklichen Krieges, der das übrige Elsaß verwüstete. Erst gegen Ende des Jahres 1635 zog sich Bernhard von Weimar, der von Gallas geschlagen war, auf diese Stadt zurück, die durch eine starke Besatzung geschützt war. Gallas trieb die Truppen des Herzogs von Weimar noch weiter zurück und Zabern öffnete ihm seine Thore.

Im Sommer des folgenden Jahres brachten die Wechselfälle des Krieges der Stadt eine neue Belagerung. Bernhard von Weimar erschien mit einem kleinen Heere und begann alsbald die Belagerung. Zwei äußere Bastionen wurden besetzt und am dritten Tage brannte die niedere Stadt ab. Die übrigen Theile der Stadt aber wurden noch fast einen Monat lang heldenmüthig vertheidigt, so daß der Herzog Bernhard, die Tapferkeit der Besatzung anerkennend, ihr bei der Capitulation freien Abzug mit kriegerischen Ehren bewilligte.

Die Stadt nahm nun eine französische Besatzung auf und wenige Jahre darauf, am 28. Januar 1640, mußten die Bürger dem Könige von Frankreich den Eid der Treue schwören. Der westphälische Friede gab sie dem Bischof von Straßburg zurück.

Auch unter den Eroberungskriegen Ludwigs XIV. hatte Zabern viel zu leiden. 1674 setzte sich Turenne hier fest und stellte die Befestigungen der Stadt wieder her, die bald Gelegenheit haben sollten, die Probe zu bestehen. Montecuculi begann im Jahre darauf eine Belagerung, die sich eben ihrem Ziele näherte, als eine Ordre von Wien ihn abberief. Zwei Jahre später wurde die Stadt auf dieselbe Weise vor der Uebergabe bewahrt. Der Herzog Karl von Lothringen hatte sie nach seinem Siege über den Marschall von Luxemburg beim Kochersberg zu belagern angefangen und so hartnäckig beschossen, daß man schon daran dachte, sich zu unterwerfen, als plötzlich die Rettung wieder aus der Wiener Hofkanzlei kam. Von jener Zeit an hat Zabern nur noch einmal die Bedrängnisse des Krieges gesehen: im österreichischen Erbfolgekriege wurde die Stadt von den Panduren Trenks geplündert. Die Revolution ordnete Zabern anfangs dem Distrikte von Hagenau unter. Im Jahr 1800 jedoch wurde es Haupt-

stadt eines Arrondissements. Gegenwärtig zählt die Stadt zwischen fünf- und sechstausend Einwohner.

Wir haben uns bei der Geschichte Zaberns, die so eng und bedeutsam mit der Geschichte des Elsaß überhaupt verbunden ist, länger aufgehalten; um so weniger ist von der modernen Stadt zu reden. Indem wir dieselbe durchwandern, kommen wir unwillkürlich wieder auf die Geschichte zurück. Das alte bischöfliche Schloß ist zunächst der Denkstein jener Zeiten, von denen wir gesprochen haben. Nachdem es im dreißigjährigen Kriege stark gelitten und fast in Trümmer gesunken war, wurde es 1670 von Franz Egon von Fürstenberg wieder auferbaut. Sein Bruder Wilhelm Egon setzte den Bau fort, der, kaum vollendet, durch eine Feuersbrunst seinen rechten Flügel verloren. Der Bischof Louis-Constantin, Cardinal von Rohan, ließ ihn wiederherstellen und verwendete ungeheure Summen auf die Verschönerung seiner Residenz, besonders der Parkanlagen. Goethe besuchte das Schloß auf seiner Reise. „Der Anblick des bischöflichen Schlosses," erzählt er, „erregte unsere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht; nur contrastirte die Person des Cardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich und ein Kanal drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten darauf hin und wieder und genossen mancher Partieen dieses schön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elsäßer Ebene, am Fuße der Vogesen."

Wenn Goethe den kleinen Cardinal speisen sah, so hatte

er Ursache ihn zu beneiden, wenn er auch noch nicht ahnen konnte, daß ihm in Pfalzburg der Bäcker kein Brod verkaufen und ihn ins Wirthshaus verweisen würde. Wie uns erzählt wird, speiste der kleine Cardinal nicht übel. Eine einzige Schüssel mit Karpfenzungen, Krebsschwänzen, Trüffeln und dergl., wie sie fast nie seiner Tafel fehlte, soll 400 Livres gekostet haben. Sein ganzes Küchengeschirr war, weil er sich vor Grünspan fürchtete, aus gediegenem Silber. Man braucht nur Erkmann-Chatrian zu lesen, um zu erfahren, wie wenige Brocken von dieser reichen Tafel herabfielen für die Hunde, die man Unterthanen nannte.

Dem bischöflichen Sitz, wie ihn Goethe noch fand, brachten übrigens noch einmal die Flammen Verderben. In der Nacht vom 7. auf den 8. September 1779 legte ein Brand die Hauptfaçade völlig in Asche. Der Cardinal Louis René-Edouard de Rohan, der Nachfolger seines Oheims, ließ das Schloß nach dem Plane der Wilhelmshöhe bei Cassel wiederherstellen. Aber die Kosten der Halsbandgeschichte, deren Held und Opfer er war, und die Verluste, welche die Revolution brachte, gestatteten ihm nicht, seine Pläne zur Ausführung zu bringen.

Es mag dahingestellt sein, ob es gerechtfertigt ist, einen Theil dieser berüchtigten Affaire hierher nach Zabern zu verlegen, wie es einige französische Schriftsteller thun. Ein Brief Marie Antoinettens, von der de la Motte abgefaßt, hatte ihren Verehrer ersucht, sich eine Zeit lang vom Hofe entfernt zu halten, bis er sich das Wohlwollen des Königs wiedergewonnen habe. Der Cardinal begab sich mit Cagliostro nach Zabern, wo der Letztere sich in der Orangerie eine Werkstätte einrichtete, um den Stein der Weisen zu entdecken, während der Cardinal den Hoffnungen seiner Liebe lebte. Ein neuer Betrug ließ ihn glauben, die Erfüllung derselben stehe nahe bevor. Neue

Briefe der Königin hatten ihm eine Zusammenkunft in Aussicht gestellt; sie wolle selbst nach Zabern kommen. Eines Abends erschienen denn auch wirklich vor dem ersten Gasthofe der Stadt vier Reisende, zwei Männer und zwei Frauen, dicht verschleiert und eingehüllt, so daß sie nicht zu erkennen waren. Gegen 11 Uhr in der Nacht lenkten diese vier Personen, die niemand anders waren, als die de la Motte und ihre Helfershelfer, darunter die bekannte Oliva, die einige Aehnlichkeit mit der Königin hatte, ihre Schritte nach dem bischöflichen Parke. In einem Zimmer der Orangerie, nur halb erleuchtet und für diesen Zweck von Cagliostro vorbereitet, empfing Oliva, den Kopf geschickt mit Schleier und Putz umhüllt, den Cardinal, der sich ihr zu Füßen warf. „Ihr dürft hoffen," lispelte eine zarte, gleichfalls wie umschleierte Stimme. „Noch eine Zeit lang verweilet hier, dann sehen wir uns wieder in Versailles." Indem sie diese Worte sagte, entfernte sie sich, eine Rose zurücklassend und ein Kästchen mit dem Bildniß der Königin.

Es ist bekannt, daß diese Scene, über deren Datum gleichfalls eine große Verschiedenheit der Angaben herrscht, gewöhnlich in den Park von Versailles verlegt wird.

Die Revolution hat den stolzen geistlichen Sitz arg zugerichtet. Das Schloß wurde als Kaserne benutzt, die Soldaten verwüsteten die prunkvollen Säle, der prächtige Garten wurde in einzelne Stücke zertheilt und verkauft, die Esplanade vor dem Schloß in einen Artilleriepark umgewandelt. Dieselbe ist jetzt ein öder freier Platz, der zu Manövern der Garnison benützt wird.

Eine Zeit lang Sitz der Verwaltung der Ehrenlegion, erhielt das Schloß 1816 ein österreichisches Regiment zur Besatzung, das während der Occupation Frankreichs durch die Alliirten dort blieb. Nach ihrem Abzug wurde das alte Schloß theilweise demolirt; das neue Schloß aber wurde nach

wechselnden Bestimmungen 1852 durch kaiserliches Dekret ein Asyl für Wittwen hoher Staatsbeamten, zu welchem Zwecke es restaurirt und eingerichtet wurde. Auf dem freien, mit Bäumen geschmückten Platze vor dem Schlosse steht ein Obelisk, der im Jahr 1661 in einem der Gartenbosquets aufgestellt war; auf ihm ist die Entfernung der Stadt Zabern von allen Hauptpunkten der Erde in deutschen Meilen angegeben.

„Zabern ist nach dem Kalender gebaut" — heißt es im Munde des Volkes. In der That war die alte Stadt mit einer Mauer umgeben, die 52 Thürme und 365 Zinnen mit Schießscharten zählte, also der Anzahl Wochen und Tage des Jahres zu entsprechen suchte. Von dieser alten Mauer, die 1677 auf Louvois' Befehl niedergerissen wurde, steht nur hier und da noch ein Stück. Die Stadt hat überhaupt viel von ihrem alten deutschen Charakter verloren, seit sie sich durch ihre günstige Lage an der Pariser Bahn und am Rhein-Marnekanal einem Verkehr geöffnet hat, der einen bedeutenden Wohlstand mit sich brachte.

Die Hauptkirche Zaberns bietet wenig Bemerkenswerthes. Wir erwähnen nur eine alte Sage, die schon manchen Schatzgräbern dieser Gegend schlaflose Nächte gemacht haben mag. Dieser Sage nach soll von der Hauptkirche oder einem der nächsten Gebäude ein unterirdischer Gang bis auf die Burg Hohen-Barr geführt haben, in welche man während der Religionskriege einen Christus von Gold und die zwölf Apostel aus Silber gerettet hätte, die den Altar der Kirche sonst schmückten. Der Bischof allein kannte den Eingang zu diesem Versteck und bezeichnete ihn seinem Nachfolger in einer Schrift, die dieser verbrannte, nachdem er sie gelesen hatte. Dieser nun alleinige Besitzer des Geheimnisses starb eines plötzlichen Todes, und seitdem ist der Eingang unbekannt und der werthvolle Schatz ruht im Dunkel der Erde.

Die Umgebungen von Zabern.

Die alte Straße nach Lothringen, auf der so oft die französische Invasion in das Elsaß drang, führt langsam steigend an den Bergen hin. In der felsigen Umgebung derselben belehren uns zwei Inschriften über ihren Bau. Nach der einen hat Bischof Wilhelm von Straßburg diesen Weg errichten lassen „für das gemeine Wohl." Die andere besagt, daß 1616 die Straße erweitert und ausgebessert wurde. Unter der Regierung Ludwigs XV. wurde dann eine neue Straße angelegt und in neun Jahren, von 1728—1737 vollendet. Dieser großartige Bau, unter der Leitung des Ingenieurs Regemorte ausgeführt, wurde seiner Zeit so bewundert, daß die Damen eine Haartracht annahmen, die sich coiffure à la Saverne nannte. Goethe bewunderte diese Straße, die „Zaberner Steige," wie man sie nannte, „als ein Werk von unüberdenklicher Arbeit." „Schlangenweise," so schildert er, „über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee für drei Wagen nebeneinander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Weges, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich, als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt."

Links von dieser Straße erblickt man eine Reihe gewaltiger Felsen, von denen der größte mit schroffem Abfall bis auf die alte Straße herabhängt. Diese Stelle heißt „der Prinz Karls Sprung." Eine alte Sage, die sich an diesen Ort knüpft, erzählt nämlich, daß Prinz Karl von Lothringen, heftig verfolgt von seinen Feinden, nach einem unglücklichen Gefechte, das in der Nähe stattfand, an diese Stelle kam, wo ihm nur die Wahl blieb, sich zu ergeben oder sich in die Tiefe zu stürzen. Er wagte den Sprung, und siehe! sein treues starkes Pferd, dessen Hufe sich in den Stein prägten und das noch Kraft hatte, sich wieder zu erheben und seinen Reiter bis Zabern zu tragen, rettete ihn von schmählicher Gefangenschaft. Die Spuren der Hufe werden von Zeit zu Zeit im Stein erneut, um die Erinnerung an den kühnen Sprung von dem fünfzig Fuß hohen Felsen lebendig zu erhalten.

Noch kühnere Arbeiten, als die berühmte alte Steige, fordern jetzt die Bewunderung des im Zornthale Reisenden heraus. Neben einander laufen anfangs die geraden Linien der Chaussee, des Rhein-Marnekanals, der Bahn und die unregelmäßigere des Zornbaches. Zuweilen machen es nun die Verhältnisse des Terrains und die Direktion der Bahnlinie nothwendig, daß eine Linie die andere durchschneidet. So kommt es denn, daß man an einer Stelle in einer Entfernung von fünfhundert Schritten das seltsame Schauspiel hat, den Kanal über die Zorn, dann die Chaussee über Kanal und Zorn und endlich die Bahn über Kanal, Zorn und Chaussee gehen zu sehen. Auch der Viadukt bei der „Walk" gewährt einen großartigen Anblick, den der landschaftliche Reiz dieser Thalgegend erhöht. Die Bahn, die bisher rechts am Fuße der Berge sich hinzog, durchschneidet das Thal auf einem Viadukt, dessen Bogen dem Kanal, der Zorn und der Chaussee den

Durchgang frei läßt. Von hier an stürzt sich die Bahn durch einen Tunnel nach dem andern, bis sie endlich, nachdem sie die kolossalsten Schwierigkeiten überwunden, frei in die lothringischen Ebenen hinabläuft.

Einer dieser Tunnel führt unter der romantischen Lützelburg, gerade unter dem Hauptthurme der stattlichen Ruine hin. Schon die Geschichte dieser Burg und des gleichnamigen freundlichen Städtchens, das am Fuße des Berges liegt, zeigt uns, daß wir bereits auf lothringischem Boden stehen. Die Bischöfe von Metz oder Herzöge von Lothringen waren stets Besitzer dieses die Straße nach dem Elsaß beherrschenden Punktes. Nachdem Frankreich im Elsaß festen Fuß gefaßt hatte, lag es in seinem Interesse, eine Verbindung mit dieser Provinz für die Passage seiner Truppen zu haben. Ludwig XIV. ließ sich daher in einem Vertrag zu Vincennes 1661 vom Herzog Karl IV. von Lothringen Pfalzburg und Lützelburg abtreten.

Die ganze Höhe des Hügels, auf dem Lützelburg steht, ist mit Trümmern bedeckt. Ziemlich gut erhalten sind zwei Thürme und einiges verbindende Mauerwerk. Wie die Linien der Mauerflächen zeigen, stand der größere der beiden Thürme in der Mitte der Burg. Von da liefen fünf Hauptgänge strahlenförmig aus, an deren Ende sich ein kleinerer Wachtthurm befand, so daß das Ganze die Form eines Fünfecks hatte. Die Verbindungsmauer dieser Thürme war nicht regelmäßig gebaut, sondern richtete sich nach der Formation der Felsen, auf deren Spitze das Ritternest sich erhob.

Indem wir uns nach dem Elsaß zurückwenden, dessen Grenze wir überschritten haben, werfen wir noch einen Scheideblick auf diese Gegenden, die darum besonderen Reiz für uns haben, weil sie der Boden klassischer Dichtungen geworden sind. Es ist die Heimath Erkmann-Chatrians, die

wir betreten haben. Dort hinaus nach Norden zu liegt Pfalzburg, über jene Hügel sind die armseligen Dörfer zerstreut, die den Namen der Baraques führen, ohne daß wir freilich wissen, in welchem derselben die Schmiede des Meisters Jean Leroux stand, les Baraques des chênes, du bois, des trois maisons u. a. Wir hören im Geiste das Eisen stöhnen unter den wuchtigen Hammerschlägen des Meisters Leroux, während wir dort unten die Straße herauf den braven Curé kommen sehen, Enttäuschung und Grimm im Angesicht, nachdem er in Zabern die Ueppigkeit des geistlichen Hofes gesehen hat. Im Gärtchen hinter der Schmiede lauert der kleine Michel Bastien, ob die fremden Knollen, die der Calvinist gebracht hat, bald zu sprießen anfangen. Ueber jene Landwege treibt der Kapuziner seinen Esel, beladen mit den Gaben der Frommen, die ärmer sind, als er. Von jenen Hügeln steigt, gefolgt von der lieblichen Marguerite, Chaubel herab, die Contrebande seiner Bücher auf dem Rücken und die seiner freien revolutionären Ideen im Kopfe. Diese ganze Scenerie belebt sich uns, wenn uns das Meisterwerk Erkmann-Chatrians, seine „histoire d'un paysan“ gegenwärtig ist.

Armes Dichterpaar! Sie wollten eine Brücke schlagen zwischen deutschem und französischem Geiste und sie sahen eine Kluft entstehen, die um so tiefer wurde, je mehr Leichen sie aufnahm und die ein Jahrhundert kaum völlig schließen wird!

Schweifen wir etwas weiter ab von dem Laufe der Zorn und der Bahn- und Kanallinie, der wir gefolgt sind, so zeigen sich uns rechts und links auf den waldigen Höhen in verfallenen Trümmern die Zeugen romantischer Vorzeit. Den wackeren Kaufleuten, die oft mit ihren Wagen das Zornthal hinauf nach Lothringen zogen oder von dort herab in das Elsaß stiegen, mag diese Romantik oft recht

lästig und verderblich gewesen sein, wenn der Wächter auf hoher Zinne das Signal gab, daß Krämer in Sicht seien, auf die der beutegierige Troß sich dann stürzte.

Ehe wir diese Ruinen aufsuchen, die hier und dort den Gipfel eines Berges krönen, besuchen wir zunächst eine Merkwürdigkeit anderer Art. Noch in der Nähe Zaberns verlassen wir das Zornthal und lange in Waldesschatten dahingehend suchen wir die St. Veitskapelle auf. Gewaltige Felsmassen zeigen uns den Weg dahin; eine Treppe führt uns zuletzt zu dem Eingang der Felsenwölbung, in der sich der Altar des Heiligen befindet. Diese Felsengrotte bildet jetzt die Kapelle, die einst vor derselben auf einer Höhe stand. Sie war früher von Eremiten bewohnt, die das Heiligthum zu schützen hatten und zu der Stadt Zabern in einem besonderen Dienstverhältnisse standen. Zwei Inschriften in den Felsen melden uns den Tod zweier solcher Eremiten, von denen der eine 1651, der andere 1702 starb.

Die Errichtung der Sankt Veitskapelle wird auf jene schreckliche Krankheit, den St. Veitstanz, zurückgeführt, die in den Jahren 1417 und 1418 zuerst im Elsaß auftrat und sich im Jahr 1518 wiederholte. Von dieser Krankheit meldet uns die Reimchronik Kleinlawels:

Ein Seltsam sucht ist zu der Zeit
Vnder deme Volk umb gangen
Dan viel Leut auß Vnsinnigkeit
Zu Danzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag vnd Nacht
Ohn unterlaß getrieben
Bis daß sie fielen in ohnmacht,
Viel sind Todt drüber blieben.

Oder wie uns Twinger von Königshofen erzählt:

Viel hundert fingen zu Straßburg an
Zu tanzen und springen, Frau und Mann,
In offnem Markt, auf Gassen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer viel nicht aßen,
Bis ihnen das Wüthen wieder gelag:
St. Vitstanz ward genannt die Plag.

Die Kranken kamen zur Kapelle, mußten dort drei Messen anhören und dreimal um den Altar herumgehen. Dann waren sie entweder auf der Stelle geheilt, oder sie genaßen erst allmählig, oder — sie blieben krank. Auch jetzt übrigens pilgern noch oft Kranke hierher, besonders hysterische Frauen, um sich Heilung zu suchen.

Nordwestlich von der St. Veitskapelle liegt in kurzer Entfernung die alte Burg Greifenstein, mitten in großartigem Walde, der die Ueberreste des alten Schlosses so überwuchert hat, daß nur der Hauptthurm noch darüber hervorsieht. Die Familie der Greifensteiner ist eine der ältesten des Elsaß; schon 1165 wird bei einem Turnier zu Zürich ein Ernst von Greifenstein genannt. Ihre Burg war durch natürliche Lage und starke Befestigungen fast uneinnehmbar. Im sechzehnten Jahrhundert ging sie an die Herren von Kirchheim über.

Südlich vom Greifenstein, auf dem rechten Ufer der Zorn, liegen, ebenfalls in unmittelbarer Nähe Zaberns, drei der interessantesten Ruinen des Wasgaugebirges, Hohen-Barr und Groß- und Kleingeroltseck. Hohen-Barr liegt auf einem mächtigen Felsen, der die waldige Umgebung überragt und von dem man eine prächtige Aussicht auf das Vogesengebirg und nach Osten auf die rheinische Ebene genießt. Seitwärts von der Ruine zeigt sich uns zunächst ein kleines Plateau, auf dem die Republik im Jahr 1793 eine Verschanzung errichten ließ, um die Straße zu beherrschen. Die Verschanzungen sind längst weggeräumt und

der Platz geebnet und mit Akazien bepflanzt, in deren Schatten nicht selten ein ländliches Fest gefeiert wird. Steigt man dann zum Hauptthore der Ruine hinein, so hat man einen Burgkoloß vor sich, zu dessen Festigkeit die Natur ebenso viel beigetragen hat, wie die Kunst. Die drei Felsenspitzen des Berges sind durch die Burgmauern zu einem fast uneinnehmbaren stolzen Rittersitz verbunden, der wohl oft genug dem Andringen der Feinde spottete, bis auch er endlich in Trümmer sank. Eine Inschrift über dem Hauptthore meldet uns, daß der Bischof Johann von Manderscheidt-Blankenheim das Schloß im Jahr 1583 neu befestigen ließ, „hanc arcem subditorum tutelam nulli inimicam.“ Die Gründung der Burg fällt in das zwölfte Jahrhundert. Daß die Bischöfe von Straßburg sehr kriegerische Herren waren, erzählt die Geschichte des Elsaß fast auf jedem ihrer Blätter und das Land hat es oft mit Seufzen erfahren; daß sie auch große Trinker waren und auch diesen Zug der romantischen Zeit würdig repräsentirten, davon mag uns Hohen-Barr erzählen. Jener Restaurator der Burg gründete nämlich hier im Jahr 1586 die „Gesellschaft der Zechbrüder oder des großen Hornes.“ Mitgründer waren der Großmeister des deutschen Ordens, Heinrich von Bobenhausen, Herzog Friedrich von Sachsen, die Grafen von Salm, von Nellenburg u. a. In diese famose „Brüderschaft des Hornes“ traten später die beiden Pfalzgrafen Reinhardt und Johann Georg, ferner Leopold von Oesterreich, Bischof von Straßburg, die Grafen von Fürstenberg, Ortenberg, Lichtenstein, Limburg u. a. ein. Wer in diesen spirituosen Orden einzutreten gesonnen war, mußte sich einer Probe unterwerfen, nämlich auf einen Zug ein großes Auerochsenhorn leeren, das mit starkem Wein gefüllt war. Diese Brüderschaft bestand noch lange und das Horn sowohl, wie ein Verzeichniß der Ordens-

brüder befand sich noch vor der Revolution im Schlosse zu Zabern. Ein kleines Büchlein, in Nancy erschienen, wird Jeden, der sich für diese seltsame Brüderschaft interessirt, näher darüber belehren. Der Marschall Bassompierre, der auf Hohen-Barr war, weiß in seinen Denkwürdigkeiten viel darüber zu berichten, wie ihm dort mitgespielt wurde. Als im Jahr 1635 der Graf von Salm das feste Schloß an den König von Frankreich übergab, trank man aus dem großen Horn „auf Wiederkommen." „Der Graf von St. Simon," heißt es im Register, „der zum Commandanten des Schlosses ernannt wurde, trat in die Brüderschaft ein; er leerte das Horn am 17. April und seine Gemahlin und Tochter tranken ebenfalls daraus."

Noch ein Zeugniß von der Festigkeit Hohen-Barrs sei hier erwähnt, von dem freilich nicht sicher bezeugt ist, ob es der Geschichte oder der Sage angehört. Als im Successionskriege die Panduren Trenks Zabern besetzten, drangen sie auch gegen Hohen-Barr vor, dessen Hauptthurm jedoch mit Erfolg gegen sie von einem einzigen jungen Pächter vertheidigt wurde. Er hatte, nachdem er den Thurm erstiegen, die Leiter heraufgezogen, und die Panduren konnten ihm nichts anhaben, da er sich, um sich nicht aushungern zu lassen, eine Ziege mitgenommen hatte, deren Milch ihm so lange als Nahrung diente, bis die Panduren abzogen.

Eine Viertelstunde von Hohen-Barr, auf einem Felsen thronend, der den waldigen Berg überragt, liegt Groß- oder Hohen-Geroltseck. Nur wenige Trümmer sind von diesem einst so mächtigen Rittersitz übrig; sie bezeugen durch die Grundlinien ihrer Mauern, wie stattlich und weitläufig dieses Herrenschloß einst war. Der Hauptthurm ist größtentheils noch erhalten und setzt durch die Stärke seiner Mauern in Erstaunen. Es ist gefährlich,

sich ihm zu nähern, denn oft rutschen noch Steinmassen von seiner Höhe herab, da die Zeit nicht ermüdet, ihre auflösende Wirkung zu äußern. In den verfallenen und verschütteten Gewölben hat man Nachgrabungen angestellt, und man würde vielleicht, wenn diese Arbeiten fortgesetzt würden, interessante Entdeckungen machen, da bei der Belagerung der Burg die Bewohner ihre Kostbarkeiten in diese unterirdischen Räume geflüchtet hatten, die nachher von dem zusammenstürzenden Gemäuer bedeckt wurden.

Die Dynasten von Geroltseck am Wasichen haben wahrscheinlich denselben Ursprung, wie die Schwarzwälder Linie von Geroltseck. Schöpflin widmet diesem Geschlechte eine Seite seiner Alsatia illustrata, und in der That gehörte es zu den angesehensten des alten Elsaß. Seine Dynasten, die Schirmvögte der Abtei Mauermünster waren, bewohnten ihren alten Stammsitz übrigens nur bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Aber sie unterhielten dort eine Besatzung. Der letzte männliche Sprosse war Volmar von Geroltseck, der 1390 starb. Die Besitzungen seines Geschlechtes wurden getheilt zwischen Rudolph von Ochsenstein und Erhard von Wangen, welchem letzteren die Stammburg zufiel, so daß er den Namen Wangen von Geroltseck annahm. Auch seine Nachfolger bewohnten die Burg nicht, unterhielten aber eine Besatzung, die allmählig die Plage der ganzen Gegend wurde durch die schamlosen Räubereien, die sie verübte. Um dieser Landplage ein Ende zu machen, vereinigten sich endlich die angesehensten Fürsten des linken Rheinufers, der Pfalzgraf Philipp, die Bischöfe von Worms und Speier, die Grafen von Hohenlohe, von Solms, Isenburg, Eberstein, Hanau, Bitsch u. a. Man belagerte das Räubernest sechs Wochen lang und nahm es erst ein, als seine Mauern fast ganz zerschossen waren.

Die Ruine Klein-Geroltseck, der älteren Stamm-

burg benachbart, erhebt sich ebenso, wie diese, auf einem aus dem Walde aufragenden Felsen. Auch hier, wie auf all diesen Ruinen, wuchert üppiges Grün über den vermoderten Mauern empor, als wollte die Natur zeigen, daß ihre unverwüstliche Herrschaft die Werke der Menschenhände überdaure. Geschichtlich bietet diese Ruine nichts Bemerkenswerthes.

Setzen wir unsere Wanderung weiter nach dem Süden fort, so sehen wir bald nach der Ebene zu die Kirche von Maurmünster (Marmoutier) in der Ferne emporragen. Das Kloster dieser Stadt, die demselben ihre Entstehung verdankt, ist das älteste im ganzen Elsaß. Der gewöhnlichen Ueberlieferung nach baute im Jahr 538 in dieser Gegend ein frommer Einsiedler, Leobardus mit Namen, seine Hütte auf. Der Ruf seiner Frömmigkeit veranlaßte den König Childebert II., der sich oft im benachbarten Marlenheim aufhielt, dem Heiligen eine Schenkung an Land zu machen, die in Urkunden als Domaine marcha aquiliensis aufgeführt wird. Leobardus gründete nun ein Kloster, dessen Patron der heil. Martin wurde, so daß die Untergebenen der Abtei hiervon den Namen Martinsleute oder auch Marktleute genannt wurden. Nachdem das Kloster im Jahr 724 in Folge eines Brandes zerstört worden war, baute es der Abt Maurus wieder auf, und von diesem erhielt es den Namen Maurmünster. Die Kirche der Abtei zeigt in ihrer den verschiedensten Jahrhunderten angehörigen Architektur viel Interessantes und ist eines Besuches werth.

Mögen Einige mit besonderer Vorliebe in stillen Klosterhallen dem Treiben der mittelalterlichen Mönche nachträumen, Andere werden unter den Dekorationen vermoderter Romantik jenen Felsennestern den Vorzug geben, die sich hoch und stolz in die freie Luft der Berge erheben, deren Bewohner ebenso eifrig dem Fleisch seine Rechte ein-

räumten, wie jene Dunkelmänner in der Tiefe es zu kasteien suchten, die sich mit diesen nur in der Liebe zu dem edlen Gewächs der Rebe begegneten, das auch hier von den Hügeln herab sich ins Thal zieht. So suchen wir denn, immer am Saum des Gebirges uns haltend, ähnliche Stätten auf, wie wir sie eben erst verlassen haben. Der Pfad, dem wir folgen, führt uns zunächst auf der Höhe eines Bergrückens zu einem Försterhaus, der Schäferplatz genannt. Hier theilen sich drei Wege ab, von denen der mittlere uns nach einer Stunde ungefähr in ein liebliches, wohlbebautes Thal führt, das uns mitten in der waldigen Wildniß angenehm überrascht. Dieses Thal, der sogenannte Haberacker, zieht sich am Fuße eines gewaltigen, hoch aufsteigenden Felsen dahin, dessen Spitze die Ruine Ochsenstein krönt.

Von diesem einst stattlichen Herrensitz, der Wiege eines der edelsten Geschlechter des Elsaß, sind nur noch wenige Trümmer, Spuren von Thürmen und Mauerwerk, übrig. Das Schloß hatte einst drei Theile, oder vielmehr es waren drei Schlösser, die sich auf den drei Spitzen des Felsens erhoben und die durch Mauern verbunden und mit Befestigungen umschlossen waren. Von diesem hohen Felsensitze aus schaut das Auge ebenso gut auf die elsäßischen, wie auf die lothringischen Ebenen hinab, die sich rechts und links in unabsehbare Ferne ausdehnen.

Ueber den Zeitpunkt, wann Stein auf Stein hier gethürmt und die Bergveste erbaut wurde, weiß man nichts Bestimmtes. Die Gründung derselben gehört vielleicht schon der fränkischen Epoche an. Im Jahr 1165 wird ein Ludwig von Ochsenstein genannt, der sich im Turnier zu Zürich auszeichnete. Zu jener Zeit gehörten die Ochsensteiner bereits zu den edelsten Familien des Landes. Rudolph von Habsburg gab seine Tochter einem Wilhelm von

Ochsenstein zur Gemahlin; der Sohn desselben, Johann, wurde später Bischof zu Straßburg. In den Fehden des Elsaß waren die Ochsensteiner gefürchtete Gegner, gesuchte Verbündete; wo ihr rothes Banner mit weißem Schild wehte, über welchem der Ochsenkopf mit drohenden Hörnern hervorsah, war nicht selten der Sieg.

Aber auch sie erfuhren die Wechselfälle des Geschicks. In dem Kaiserstreit zwischen Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich hatte Otho von Ochsenstein für den Letzteren Partei genommen. Er hatte sich mit dem Bischof von Straßburg, Konrad von Lichtenberg und anderen Edlen zur Vertreibung des Landvogts Walther von Hohenstein verbunden, der auf Adolphs Seite stand. Der Hohensteiner aber, die Wachsamkeit seiner Gegner täuschend, erschien plötzlich vor dem Schloß Ochsenstein, nahm es und zerstörte es bis auf die Grundmauern. Wiederauferbaut wurde es 1370 von den Straßburgern zerstört.

Die Herrschaft Ochsenstein fiel im Jahr 1485, nach dem Aussterben der Familie, an die Grafen von Zweibrücken-Bitsch. Diese ließen das noch in Trümmern liegende Stammschloß wieder auferbauen, aber bald darauf wurde es wieder der Raub einer Feuersbrunst, die, wie die Chronik erzählt, durch den Speck in den Schornsteinen genährt und den oberen Bauwerken mitgetheilt wurde („das Fewer ist inn etlichen Speck kommen"). Die alte Stammburg blieb von da in Trümmern, während die Herrschaft Ochsenstein später an die Grafen von Hanau-Lichtenberg und von diesen bis zur Revolutionszeit an Hessen-Darmstadt kam.

Eine Meile Weg führt uns vom Haberacker über die Höhe des Gebirges und die Grenze zwischen Elsaß und Lothringen nach Dabo oder der Dagsburg, die wie Ochsenstein der Stammsitz eines der ältesten Geschlechter des

Elsaß ist, obgleich sie nach der neueren Grenzscheide jetzt auf lothringischem Boden steht. Die alten Ritter der Dagsburg tummelten sich wacker auf Turnieren zu Magdeburg, Augsburg und Cöln. Bruno von Dagsburg, Graf von Dabo, wurde 1408 Bischof zu Straßburg. Beim Aussterben der Familie im Jahr 1225 ging die Grafschaft Dabo an die Leininger über. Im Jahr 1677 wollten sich die Franzosen der Dagsburg bemächtigen. Ein kleines Häuflein vertheidigte sie wacker mehrere Tage lang und warf, um ihre Feinde zu höhnen, von den Felsen eine todte Ziege herab, zwischen deren Pfoten eine Spindel befestigt war und ein Zettel mit dem Verschen:

So wenig ihr die Geis lehrt spinnen
So wenig werdet ihr Dagsburg gewinnen.

Aber die Franzosen hatten zwei Geschütze bei sich, deren Kugeln die Mauern der Burg so übel zurichteten, daß sich die Besatzung doch ergeben mußte.

Schlägt man von Dabo aus den Rückweg nach Zabern über Reinhardsmünster ein, so befindet man sich eine kurze Strecke von diesem Orte im Thale der Moselbach auf dem klassischen Boden einer der schönsten Schiller'schen Balladen. Am Fuße eines schattigen Tannenwaldes läßt ein Eisenhammer seine dumpfen Schläge erschallen, die in den Bergen widerhallen und in der Nähe befindet sich eine Kapelle, in welcher wir uns den frommen Knecht Fridolin heilige Dienste verrichtend denken müßten. In der That hat sich in dieser Gegend eine Sage erhalten, die ungefähr dem Inhalt der Schiller'schen Ballade entspricht. Peter Lauernberg gibt diese Sage in einer Bearbeitung: „daß Kirchengehn nicht säume, wird mit einer feinen Historie bestätigt," und Simrock reiht sie in seinen Rheinsagen den elsäßischen ein. Bekanntlich soll Schiller sie von einem elsäßischen Hammerschmied in Jena gehört haben, und die „Gräfin

von Saverne," die er hinzudichtete, darf uns nicht stören. Da es niemals Grafen von Zabern gegeben hat, so müssen wir uns statt ihrer eine Freifrau von Hohenbarr oder Geroltseck denken.

Diese Ruinen verlassen uns nicht, so lange wir an dem Abhange des Gebirgs unsern Rückweg machen. Immer sehen wir zur Linken diese bemoosten Zeugen des romantischen Zeitalters. Wir können nicht scheiden von ihnen, ohne des Liedes von Ferrand zu gedenken:

Im Wasgau liegt ein altes Schloß,
Ist Geroldseck genannt,
Man hört manch wunderbare Mähr
Davon im deutschen Land.

Durch Zaubersmacht hierher gebannt,
Viel alte Helden sind:
Siegfried, der hörnerne, Herfest,
Hermann und Wittekind.

Und nächtlich, wenn in tiefem Schlaf
Still ruhen Wald und Thal,
Sieht man die Heldengeister wohl
Im bleichen Mondenstrahl.

Die alten Riesenbilder stehn
Am schroffen Felsenrand,
Und schauen ernst und schweigend lang'
Hernieder auf das Land.

Doch wenn erbleicht des Mondes Schein,
Wenn kühler weht die Luft,
Versinken vor des Tages Nahn
Die Geister in die Gruft.

Und in dem Volk vom Mund zu Mund
Die dunkle Sage geht,
Daß einst in ihrer alten Kraft
Die Heldenschaar ersteht.

Wenn seinem Untergange nah',
In höchster Noth das Land,
Dann stehn sie auf und schützen dich,
Du deutsches Vaterland! —

Schon Moscherosch kennt diese Sage, indem er seinen Helden Philander von Sittewald in dem Capitel „Alamode Kehraus" auf die alte Burg Geroldseck führt. Dort erscheinen ihm die Geister der alten deutschen Könige Siegfried, Arioviſt, Hermann und Wittekind und ihn, den bereits vom wälschen Wesen bestrickten Jüngling bekehren sie zu deutschem Wesen, indem sie ihm vorhalten, wie mit der Verwälschung deutscher Sprache und Sitte bald auch Verweichlichung und Entartung eintreten und dann „das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehen und unter deren Hände kommen werde, mit welcher Sprache sie sich so gekützelt haben." Wenn es aber so weit gekommen sei, dann wollten die Alten wieder erscheinen, um das Reich zu alter Herrlichkeit aufzurichten.

Sind sie uns nicht erschienen, die Geister dieser Helden? Haben sie nicht die Arme unserer tapferen Soldaten gestählt und gelenkt, daß sie des Reiches Herrlichkeit wieder auferbauten und einen verlorenen Gau uns wiedergewannen, der in Germaniens funkelnder Krone einer der edelsten Sterne ist? —

Der Kochersberg.

Von Zabern aus führen drei Straßen nach Straßburg. Eine derselben geht über Hochfelden und Brumath, in derselben Richtung, in welcher die Bahn ihre Linien gezogen hat. Es ist dieß die alte Römerstraße, die zur gallischen Zeit aus dem Lande der Tribocker über die Zaberner Steige in das Land der Mediomatriker führte. Eine zweite, kürzere, aber wegen der Unebenheit des Bodens verlassene Straße geht über Stülzheim und Willgottheim. Die dritte und vorzüglichste Straße, der Pariser Postweg, geht über Wasselnheim und Ittenheim nach Straßburg. Diese drei Straßen umschließen und durchschneiden eine reich gesegnete Gegend, die Fruchtkammer des Elsaß, den sogenannten Kochersberg.

Den Namen erhielt diese Landschaft von dem eigentlichen Kochersberg, einem größeren, seine Umgebung überragenden Hügel, der sich zwischen den Dörfern Neugartheim und Willgottheim erhebt. Hier stand einst ein festes, von Straßburger Bischöfen oft bewohntes Schloß, dessen Erbauungszeit unbestimmt ist, an das sich aber mannigfach wichtige historische Erinnerungen knüpfen. Bischof Berthold von Bucheck zog sich im Jahr 1334 mit seiner Reiterei hierher zurück, um den Verfolgungen Ludwigs des Bayern zu entgehen, wider den er sich zu Gunsten

Friedrichs von Oesterreich erklärt hatte. Bischof Wilhelm II. von Diest verpfändete es 1406 und Bischof Robert, Pfalzgraf, 1448 an die Stadt Straßburg. Den 26. Mai 1592, im verderblichen bischöflichen oder lothringischen Kriege ließ es Georg von Brandenburg, Administrator des Stiftes Straßburg einnehmen. Der unbekannte Verfasser des „Lustigen Gesprächs zwischen dem Rohraffen und dem Pfennigthurm" erwähnt dieser Einnahme im folgenden Reimen:

„Man zog ins Elsaß vberzwerch
Vnd legt sich für den Kochersberg,
Alda daß Schloß ward angerendt
Groß trew wort man alda fürwendt,
Erzittern solt die ganze welt
Von wegen ihres guts vnd gelt.
Die in dem Schloß fünfzehen man,
Von etlich Fanen gesprenget an,
Theten zimlich grossen Widerstandt,
Biß vnser volckh nam vberhand,
Daß sich daß Schloß ergeben must,
Dadurch inen das leben gefrist."

Im flandrischen Kriege 1677 wurden die Kaiserlichen beim Kochersberg vom Herzog von Crequi geschlagen. Die letzten Trümmer des seitdem je mehr und mehr zerfallenen Schlosses wurden später dazu verwendet, die neue Militärstraße von Straßburg nach Zabern zu bebauen.

Außer dem Schlosse Kochersberg weisen auch einige der Dörfer, die rings herum liegen, historische Erinnerungen auf. Gugenheim wird bereits in einer Schenkungsurkunde des Bischofs Adalochus an das Stift St. Thomä erwähnt. Hier erfocht Bischof Gerhard von Straßburg, Anhänger Lothars II., einen Sieg über Herzog Friedrich von Schwaben. Ebenso alt ist Lupstein, ehemals auch Lupfen

genannt, in dessen Nähe die Elsäßer Bauern unter Ittel Jörg im Bauernkriege jene schreckliche Niederlage erlitten. Mittelhausen war der Sitz eines adeligen Geschlechtes. Das Schloß hatte das Recht eines Freihofes. Ueber einem Thore bemerkt man noch auf beiden Seiten die Einschnitte der Balken einer Fallbrücke; sobald ein vom Gesetz verfolgter Verbrecher die Kette derselben erfassen konnte, hatte er drei Tage lang Schutz und Frist im Schlosse zu erwarten. Die Gräben, von denen dieses umzogen war, sind längst verschüttet und hoher Baumwuchs hat ihren Grund überwuchert. Zwischen Linden und Kastanien befand sich hier ein ungewöhnlich starker Mispelbaum, auf den sich eine Reminiscenz aus dem dreißigjährigen Kriege bezieht, die sich im Munde des Volks unter dem Namen des Pandurenlärms erhalten hat. Die Zeitschrift Alsatia theilte darüber Folgendes mit:

„Zu Mittelhausen, im Schlosse des Herrn von Weitersheim, befand sich Trenk mit mehreren seiner Panduren. Plötzlich kam Befehl zum Aufbruch. Es war eine stockfinstere Nacht. Die Pferde wurden gesattelt und mit schweren, meist Raub- und Kriegsbeute enthaltenden Mantelsäcken beladen. Dieß bemerkte ein Knecht des Herrn von Weitersheim; er benützte die durch den eiligen Befehl zum Aufbruch verursachte Verwirrung und machte sich etwas an Trenks Mantelsack zu schaffen. Unbeachtet lockerte er die Riemen, welche den schweren Mantelsack hinter dem Sattel befestigten, so daß dieselben sich bei der ersten raschen Bewegung lösen mußten.

„Im Galopp sprengte Trenk mit seinen Panduren davon. Der Knecht folgte dem Troß zu Fuße nach und fand bald den verlorenen Mantelsack, den er sogleich in einen Sumpf versenkte und kehrte sodann wieder unbemerkt zum Schlosse zurück.

„Allein Trenk, dessen gemeine Raubsucht und Habgier bekannt ist, gewahrte bald den Verlust seines reichbeladenen Mantelsacks und kam wieder mit einigen seiner Panduren und einem Reitknechte ins Schloß gesprengt. Haus, Hof, Stallung, alles wurde durchsucht, und der vermißte Mantelsack blieb unentdeckt. Da fiel Trenks Verdacht auf den armen Reitknecht, der ihm das Pferd gesattelt hatte und er gebot, ihn ohne weiteres an dem bewußten Mispelbaume aufzuhängen.

„Vergebens betheuerte der Reitknecht seine Unschuld und sprach, in seiner Todesangst, die schrecklichsten Flüche gegen den unbekannten und unbestraften Thäter aus. Das strenge Urtheil des Obersten wurde vollzogen, und der eigentliche Dieb wohnte der Hinrichtung des unschuldigen Reitknechtes bei.

„Nachdem sich der Kriegslärm verzogen hatte und wieder Ruhe und Frieden im Elsaß hergestellt waren, verließ der schuldige Knecht seinen Dienst bei Herrn von Weitersheim, und kaufte sich nach und nach, im Laufe der Jahre 1745 und 1750, mehrere Grundstücke in der Gemeinde an, ohne daß jemand ahnen konnte, woher ihm das Geld dazu geworden war.

„Später verheirathete er sich auch, und sein äußerer Wohlstand schien immer zuzunehmen. Allein es war, als ob der Fluch des unschuldig Hingerichteten in Erfüllung gehen sollte. Seine Kinder mißriethen und verursachten ihm viele Sorge. Sie verschwendeten Hab und Gut, und starben alle arm und verachtet.

„Vor seinem Tode bekannte der Knecht, wie er selbst sagte, um Ruhe zu bekommen, seine Schuld."

Alle die Dorfschaften des Kocherberges zeigen in der Arbeit des Feldbaues, Bauart der Häuser, in Sitte und Sprache denselben Charakter. Wir folgen, um uns denselben

zu vergegenwärtigen, dem landschaftlichen Bilde, das uns August Stöber in seiner kleinen Schrift über den Kochersberg, von der wir hier einen Auszug geben, entwirft:

„Die größeren Dörfer, namentlich solche, welche an einer mit kräftigen Nußbäumen bepflanzten Hauptstraße liegen, haben meist außer dieser noch andere breite Straßen, an welchen sich die stattlichen Häuser mit großen Einfahrtthoren erheben. Die Häuser sind weiß übertüncht, das äußere Balkenwerk jedoch roth angestrichen, was dem Ganzen ein freundliches, lachendes Ansehen gibt. Ueber dem Thore stehen oft, nebst einem frommen, sinnigen Spruche, die Namen des Erbauers oder Besitzers, nebst der Jahreszahl. Grüne, lackirte Blumentöpfe, mit blaßrothen Federröschen, safrangelbe duftige Gelbnägelein, feurige Caktus, schmücken die Gesimse. Auf den Dächern fehlt bei Vielen auch die Hauswurz oder das Donnerkraut nicht, das aus der alten Heidenzeit her noch immer als gegen Wetterschaden schützend gilt, und auch bei Verwundungen gebraucht wird. Im hintern Raume des weiten Hofes erhebt sich die Scheune, nebst den Stallgebäuden; Bienenstand, Hühnerställe und Taubenschläge werden sichtbar. Durch die Scheune oder neben daran, führt der Weg zum Küchen- und Blumengarten, wo nebst den nöthigen Wurzkräutern zum Tische die rothgelbe Ringel- oder Goldblume, die Sonnenblume, die Stangenrose, die duftenden Rosmarin- und Thymianstauden aus alter Zeit, mit den neuen unvermeidlichen Dahlien prangen; an sonnigen Wänden wird die Rebe erzielt oder Aprikosen und Pfirsiche. Große Grasgärten mit Obstbäumen bieten, neben dem ihnen eigenthümlichen Nutzen, auch Raum zum Waschetrocknen, Bleichen der Leinwand, Dörren mancher Feldgewächse oder zum Sammelplatze der Alten und Jungen am Feierabende, an Sonn- und Festtagen.

„Den Mittagsimbiß läutet die Glocke schon um 11 Uhr an. Um diese Zeit, wenn nicht eben Heuernte oder sonst eine größere Feldlese einfällt, sammelt sich Alles, Groß und Klein um den eichenen oder ahornenen Tisch und nimmt daran, nach der Rang- und Alterordnung Platz. Die Ehrenstelle, oben am Tische, hält der Hofbauer, der Vater inne; zur Rechten sitzt der Großvater, zur Linken der älteste Sohn, neben dem Großvater, an der Tischlänge, kommen sodann die Großmutter, die Frau, die Töchter, die erste Magd, die zweite und das Kindsmädchen; links vom erwachsenen Sohne: der erste Knecht oder Großknecht, hierauf der zweite Knecht, die Taglöhner und die Buben. Die Speisen, mit saftigem Speck bekrönte Gemüse und Kartoffeln namentlich, werden in gewaltigen Schüsseln aufgethürmt. Jedes nimmt der Reihe nach, selbst heraus. Auf dem Tische steht nur ein Glas, aus dem umgetrunken wird; der Bauer füllt es mit seinem selbstgepflanzten Weintranke, reicht es dem Großvater, trinkt sodann selbst und gibt es zur linken Seite, wo die Männer sitzen, weiter; so geht es von Mund zu Mund, bis es wieder an ihn gelangt. In allen großen Bauernwohnstuben befindet sich ein an der Wand befestigter Klapptisch, an dem der Hofherr sich und seine Gäste besonders bedienen läßt, wenn er deren nur wenige hat; sind es viele, so sitzen sie am großen Tische und das Gesinde nebst den jungen Kindern essen im Gang oder in der Küche.

„Auch die Abendglocke, in katholischen Ortschaften der englische Gruß, Angelus, vereinigt Meister und Gesinde, Eltern und Kinder wieder zu gemeinschaftlichem Mahle, das zur Sommerzeit gewöhnlich die Tagesbeschäftigungen beschließt; nach dem aber im Winter noch sonstige Arbeiten vorgenommen und Spinnstuben gehalten werden.

„Der erste Erbauer und Besitzer eines Hofes gibt diesem

seinen Namen, der sich nicht nur auf denselben forterbt, sondern auch bleibt, wenn er an eine andere Familie übergeht; so daß in diesem Falle der Bauer zwei Namen führt, den offiziellen Familiennamen, unter dem er seine bürgerlichen Rechte ausübt, kauft und verkauft u. s. w. und den Hofnamen, wozu sein eigener Vorname gesetzt wird und unter dem er oft allein im Dorfe bekannt ist."

In der Art, wie die Güter von Geschlecht zu Geschlecht forterben, hat sich im Kochersberg ein eigenthümlicher Gebrauch erhalten. „Sowie das Majorat," bemerkt Piton, „einst dazu diente, bei uns den Glanz einer adeligen Familie zu erhalten und fortzuerben, so besteht noch das Minorat bei diesen Landleuten. Sobald der Vater seine ältesten Kinder verheirathet und ausgesteuert hat, tritt er dem Jüngsten den Hof ab, indem er sich eine jährliche Rente in Naturalien, einen Sitz im Hause und ein Witthum oder Leibgedinge für seine Frau vorbehält."

Von den Bewohnern des Kochersbergs sind etwa zwei Drittel Katholiken, ein Drittel Protestanten. Auch Juden trifft man zahlreich, obwohl viele Ortschaften ihnen beharrlich den Wohnsitz verweigern. Sie ziehen von Ort zu Ort im Lande umher und machen die Unterhändler bei Vieh- und Feldkäufen, ebenso bei Hochzeiten besonders der Reichen. Jedes Dorf und jeder Hof hat seinen „Schmusjuden." —

Der Kochersberger darf geradezu als Typus des alten deutschen Elsäßers gelten, in seinen guten und schlechten Seiten. Zähigkeit und Derbheit sind seine hervorstechenden Eigenschaften. Beide haben ihn natürlich nicht befähigt, das Heil der Französirung dankbar entgegenzunehmen. Die französische Kleiderordnung vom 25. Juni 1685 gedenkt besonders der „habitants du Kokersberg et des environs desquels les habits paroissent indécens et de

dépenses“ und befiehlt „de s'en défaire dans le dit temps de quatre mois.“

„Entweder verstanden,“ bemerkt Stöber dazu, „zu jener Zeit, was wohl verzeihlich, die guten Kochersberger noch kein Französisch, oder wollten es nicht verstehen; immerhin ist es Thatsache, daß bis auf den heutigen Tag die altherkömmliche Tracht sich bei einem großen Theile des Landstrichs, namentlich in den von Straßburg entfernter liegenden Gemeinden, in ihrem Hauptcharakter rein erhalten hat und hoffentlich noch lange Zeit hin, den städtischen Modetand verschmähend, in ihrer Frische und Anmuth erhalten wird. Bringen auch in lothringischen oder sonstigen Pensionaten verzogene und verbildete Bauernmamsellen, nebst anderem verkehrtem Wesen, manchen unnatürlichen Flitterstaat, Seide und Taffet, selbst elegante ombrelles und glacé-Handschuhe mit; der Kern der Bevölkerung wird sich davon hoffentlich nicht berühren lassen und die alte treue Väterssitte auch noch auf spätere Geschlechter forterben.“

In dieser Tracht des Kochersberges, wie sie sich, wenigstens bei der älteren Generation bis auf den heutigen Tag erhalten hat, tritt bei den Frauen ein confessioneller Unterschied hervor; die katholischen tragen längere Röcke, „Kutten,“ meist von grellrother und orangengelber Farbe ohne Saum; die lutherischen haben kürzere, grüne Röcke mit rothem oder schwarzem Saume; in manchen Orten auch amaranthrothe mit grünem Saume. Der Rock hat keinen Oberleib, es wird ein schwarzer „Mutze“ darüber angelegt, jedoch nur zur Kirche oder über Feld; zu Hause, beim Tanz u. s. w. wird er abgezogen und läßt dann die weiten blendendweißen Hemdärmel sehen. Je nach dem Grade des Vermögens sind Bänder an Mützen und Brustverzierung, „Vorstecker,“ Spitzen und Goldflitter, ächter

und kostspieliger oder einfacher und bescheidener; den „Flor," ein großes schwarzes floretseidenes Halstuch, welches beim Ausgehen, in die Kirche oder über Feld, mehrmals um den Hals geworfen wird, verdrängen jetzt andere seidene buntfarbige Tücher; so werden auch die Schleifen an den Mützen nach und nach übermäßig lang getragen.

Die im Alten treubeharrlichen Männer haben noch immer den breiten Filzhut mit der Spitze, die bei den Jungen nach hinten, bei den Alten nach vorn strebt und alsdann scherzweise „Nebelspalter" genannt wird. Unter dem schwarzen kurzen Rocke glänzt die hellrothe Weste mit gelben Knöpfen hervor. Das Beinkleid ist schwarz und kurz; bis ans Knie reichen Stiefel von weichem Leder oder lange linnene Kamaschen, „Häckerstrümpfe" genannt.

Erinnert schon die Tracht, wie auch die Bauart der Häuser, überall an den Schwarzwald oder das Kehler Ländchen, so stimmen auch Sitten und Gebräuche, wie sie hier herrschen, fast ganz mit der Lebensgewohnheit der rechtsrheinischen Stammverwandten überein. Wer einmal Gelegenheit gehabt, eine Bauernhochzeit im Schwarzwald, etwa im Gutach- oder Kinzigthal mitzumachen, dem wird die Schilderung, die uns Piton von den Hochzeiten des Kochersberg gibt, nicht viel Neues bringen. „Eine solche Hochzeit nimmt volle acht Tage in Anspruch, und ganze Heerden von Kälber, Ochsen, Geflügel, wie eine gute Anzahl von Weinfässern werden dann geopfert, um diese ländlichen Magen zu befriedigen; es sind Monstrebanquets, würdig der alten Sagenzeiten. Schon zu Anfang der Woche nehmen die mit einem großen bebänderten Rosmarinstrauch geschmückten Hochzeitsburschen die schönsten Pferde aus ihrem Stalle, wohl gesattelt und geschirrt und ebenfalls mit Bändern geschmückt, und gehen von Dorf zu Dorf, um die Gäste einzuladen, wo sie der Sitte nach

eine Mahlzeit und ein Weinkrug erwartet. Wenn die Braut zu einer anderen Gemeinde gehört, kommt der Bräutigam, begleitet von seinen Kameraden zu Pferde, mit den Wagen, diese werden beladen mit ihren Möbeln, Wäsche und sonstigen Aussteuern; der Hauptwagen, auf welchem die Braut mit ihren Brautjungfern und Freundinnen sich setzen, wird in der Regel mit Guirlanden und grünem Laub geschmückt und ein riesenhafter Spinnrocken vom schönsten Hanf und Flachs, mit Blumen und Bändern ausgestattet, bildet den großen Mast dieses rollenden Laubschiffchens; ein kunstreich gedrechseltes und eingelegtes Spinnrad darf dabei auch nicht fehlen. In der Wohnung des Hochzeiters angekommen, wird der Spinnrocken als Fahne vor einem Fenster des ersten Stockwerks aufgestellt. Schon vor dem Einzug ins Dorf, gewöhnlich auf der Grenze des Weichbildes, erwarten die jungen Leute zu Pferde den Zug, Jubelrufe, Flintenschüsse begrüßen dessen Ankunft und die Cavalcade macht ihren feierlichen Einzug bei allgemeinem Hurrahgeschrei, bis der große Pachthof sie aufnimmt. Von dort begibt sich der Zug zu Fuß in die Kirche. Nach der Ceremonie fangen die Festlichkeiten und die Tänze an, die oft zwei oder drei Tage und Nächte dauern, während welcher Zeit das ganze Dorf in Bewegung ist, besonders wenn die jungen Eheleute zu reichen Familien gehören, die ihren Ruhm und Stolz darauf setzen, die Hochzeiten mit dem größten Pomp zu feiern.

Andere Ereignisse, freilich weniger heiter als eine Hochzeit, machen ebenfalls eine starke Bresche in ihrem Stalle und Keller, das sind die Begräbnisse. Ebenso wie zu den Hochzeiten versammelt sich die ausgedehnte Verwandtschaft nach dem Tode eines Familienmitglieds, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sie ist oft von weitem zusammenberufen; die Einen kommen zu Fuß, die Andern in

Wägelchen, und das Trauerhaus füllt sich mit Männern und Frauen, alle in Trauer gekleidet. Condolenzbezeugungen, Klagen, Thränen folgen auf einander, der Trauerzug richtet sich betend zur Kirche und dem Friedhof, und nachdem der Segen über den Entschlafenen ausgesprochen und die Klagen und Schmerzensrufe über dem Grab verhallt sind, wenn die Anwesenden den letzten Blick in die Grube geworfen, welche bald für immer die sterblichen Ueberreste des Verwandten, des Freundes bergen soll, begeben sich Alle wieder in das Trauerhaus. Dort findet man gedeckte Tische vor, in der Scheune, sogar in dem Zimmer, wo einige Stunden vorher die Leiche gelegen, und das Trauerfest beginnt in den häufigsten Fällen unter dem Einfluß zu oft wiederholter Libationen, um mit den lärmenden Ausdrücken einer unpassenden Heiterkeit zu schließen, die sogar oft in Zänkereien und Streitigkeiten ausartet."

Von den Gebräuchen des Landes bei besonderen Gelegenheiten führen wir hier nur noch einen an, der bei den Jahrmärkten oder „Mesdi" üblich ist. „Uralt und ächt germanischen Ursprungs," sagt Stöber, „ist der Hahnentanz, der außer dem Kochersberg auch in den angrenzenden Landschaften und sonstwo im Elsaß üblich ist; so namentlich in der großen Bauernhütte am Zaberner Meßtag, die alljährlich fünf Tage dem Tanze offen steht. Mitten in der Tanzhütte, oft einer großen Scheune, auf einem Querbalken oder einem Pfosten sitzt in einer Schüssel ein majestätischer mit bunten Bändern geschmückter Hahn. Neben ihm oder unter der Schüssel hängt ein Licht, das horizontal von einem Bindfaden durchzogen wird, an dessen Ende eine Bleikugel befestigt ist. Sobald die Musik das Zeichen zum Anfang gibt, wird das Licht angezündet, Tänzer und Tänzerinnen haben sich in Reihen geordnet. Das erste Paar erhält hierauf einen Blumenstrauß, den

es so lange behalten darf, als es, ohne auszuruhen, forttanzen kann; steht es stille, um Athem zu schöpfen, so muß es den Strauß an das nachfolgende Paar abgeben; so geht er die Reihen durch, bis das Licht an den Bindfaden herab gebrannt ist, der alsdann Feuer fängt; die Kugel fällt herab, und dasjenige Paar, das den Strauß in Händen hält, hat den Hahn gewonnen."

Bei solchen Lustbarkeiten fehlen auch die kurzen jodelnden Liederchen nicht, die zu der lustigen Gattung der süddeutschen „Schnaderhüpferl" gehören:

Dröünte=n=in dem Öünterlond
Sinn die Ochse möüjer;
Wänn Einer ä schéni Schweſter het,
Bekummt err bol e Schwöüjer.

E Biſſel wyß unn e Biſſel ſchworz,
Unn e Biſſel folſch iſch min Schotz;
Unn e Biſſel folſch muäß err ſinn,
Sunſch wär err nit min.

Där in dem röünde Huät
Iſch merr nit guät genüä;
Där in der wyße Kopp,
Där iſch min Schotz!

Die Derbheit der Kochersberger ist im unteren Elsaß eben so bekannt, wie die der Sundgauer im Ober-Elsaß. „Grob wie ein Kochersberger," hört man oft. „Das Volk am Kochersberg wird," nach Bernhard Herzog, „zu einem gemeinen Sprüchwort geführt, wann man einen groben, bäuerischen, unerfahrenen Menschen will anzeigen." Fischart stellt die Kochersberger in dieser Beziehung mit den Odenwäldern zusammen.

Diese Derbheit drückt sich natürlich auch in der Sprache aus, die sowohl in den Lauten und Formen, als in der

„Betonung, dem Sprachgesange und dem Gebrauche vieler gemeinkräftiger bodenwüchsiger Ausdrücke und Redensarten aus dem Kochersberge eine eigentliche Sprachinsel macht.“ Merkwürdigerweise besitzen wir in einem Werke der deutschen Literatur, das dem Elsaß entstammt, einen Beleg dafür, wie dieser Dialekt vor zwei Jahrhunderten beschaffen war. In dem „Soldatenleben“ läßt Moscherosch einen Bauer als Kläger gegen die Soldatenwirthschaft auftreten, der seine Worte „auff gut Kochersbergisch“ vorbringt. Der Hauptmann der Soldatenschaar möchte gern wissen, warum die Deutschen ihre Freunde und Feinde fast in gleichen Ehren halten. „Y wills inne wohl sogen waren, wann y wärd dörfften reden waren,“ meint der Kochersberger. „Herauß Bawer,“ spricht der Hauptmann, „es stoßt dir sonst das Hertz ab!“ „Aß ist eban aßo,“ antwortete der Bawer, „jrr harran sien salbsicht schaulick (schuldig) dron, jrr machas eban au dyrnoh (darnach), eynr wy der aunger, Jinner wy dar un dar wy Jinner un weyß key deyirr (Teufel) war Feing or Früng isch. Jrr halten yngs ebban all wy Feing: un wan dy Buran a wol Meister wara waren, so würts gohn gehn wungerbehrly hargohn wara.“

Will man den heutigen Kochersberger Dialekt damit vergleichen, so lese man des Bauern Klausen Lied im Arnold'schen „Pfingstmontag“, dessen beide erste Strophen als Proben hier folgen mögen:

„I ho=n=ä Schotz, 's héißt Onneméi,
's isch d'scheenst in öünserm Ort;
I ho 's zuä liäb un meecht's in d' Eih,
Un geh em glott uf's Wort.
's Méid isch so frisch, so gföünd, so röünd,
I gäb's nit um ä rings,
Un zennje kinnt i oli Stöünd
Hiänlöüfä zuä=n=em flinks.

„Äs döünzt un ſpringt lycht wiä ä Kolb
Wuä 's erſtmol grost im Riäd;
Äs ſchofft derbyä un mocht nix holb
Un zockert ſie gärn miäd.
Wänn 's z'Owes ſingt, ſtehn wiäſt vil Lit
Glich um's erum im Frohn,
Un ſperra Mül un Nos uf wit
Un gehn gor nimm dervon."

Wir können dieſe kurze Schilderung, die wir nach dem angeführten Schriftchen Auguſt Stöbers gegeben haben, nicht anders ſchließen, als mit dem Wunſche, den der Verfaſſer an den Schluß geſtellt hat: es möge das kräftige Volk des Kochersberges, ohne den Geiſt des Fortſchrittes, in deſſen Anwendung auf Ackerbau und Viehzucht, ſo wie auf religiöſe, moraliſche und intellektuelle Bildung, von ſich abzuweiſen, ſondern ihm vielmehr ein prüfendes Auge und Ohr zu leihen, doch auch des guten und ſchönen Alten nicht vergeſſen; ſondern es treulich, wie Hof und Feld, als eine Gabe der Väter, als ein heiliges Erbtheil, in Ehren halten, bewahren und den Nachkommen zur weitern Pflege übergeben.

„Wenn ein Volksſtamm," ſetzt Stöber noch hinzu, „eine ſo ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit hat, in ſeiner Vorgeſchichte, in Sprache und Sitte, Kleidung und Gebräuchen, die ſo ganz naturgemäß und organiſch, ich möchte ſagen aus dem Boden herausgewachſen iſt, wie die des Kochersbergs, ſo muß er ihm auch treu zugethan verbleiben. Dadurch iſt ein ſolcher Volksſtamm eben, ſeiner Würde bewußt, ein beſonderer, ein ſtarker, unverwüſtlicher; ſie iſt ſein angeborenes, unveräußerliches Erbrecht, aber auch ſeine Erbpflicht, deren er ſich nicht ungeſtraft entſchlagen darf."

Wie gern laſſen wir dieſe Worte gelten! Aber wir

lassen sie nicht nur für jene einzelne Landschaft gelten, die sich auf den Hügeln zwischen Straßburg und Zabern dahinzieht. Wir nehmen ihre Wahrheit und ihre Moral für den ganzen deutschen Gau in Anspruch, der sich zwischen Rhein und Vogesen ausdehnt. Wenn man ihm sein Erbrecht geraubt hat, wir geben es ihm wieder. Wenn er dieß Erbrecht selbst nicht mehr anerkennen will, so wird die Zeit ihn vielleicht zur Anerkennung seiner Erbpflicht führen.

Der Odilienberg und seine Umgebungen.

Wer einen Ausflug in das Elsaß unternehmen will und nur die Muße weniger Tage dazu frei hat, der wird am besten thun, von Straßburg aus die Vogesenbahn zu benutzen und die schönen Umgebungen des Städtchens Barr aufzusuchen, unter denen der Odilienberg schon lange ein Wallfahrtsort der Touristen geworden ist.

Bis Molsheim durchschneidet die Bahn die grüne Fläche der Ebene. Entzheim, an dem sie nahe vorüberführt, erinnert an die blutige Schlacht, die Turenne am 4. October 1674 den Kaiserlichen lieferte, auf die Ludwig XIV. eine Denkmünze schlagen ließ, obwohl ihr Ausgang ein unentschiedener war. Bei Molsheim berühren wir die Vorhöhen des Wasgaugebirges, weinbewachsene Hügel, an deren Fuß das ansehnliche Städtchen sich malerisch erstreckt. Die schöne gothische Kirche, ehemals Jesuitenkirche, macht sich von weitem bemerkbar. Die Jesuiten hatten hier im Jahr 1580 eine Schule gegründet, welche der Bischof Leopold von Oesterreich 1618 in eine Akademie umwandelte, die einen bedeutenden Ruf erlangte. Molsheim war seit 1308 den Bischöfen von Straßburg angehörig. Johann I. umgab die Stadt 1318 mit einer Mauer und baute hier ein Schloß. Unter den verwüstenden Kriegen des Elsaß

hat auch dieser Ort oft zu leiden gehabt, und mehrmals sank er in Schutt und Asche.

In Molsheim theilt sich die Vogesenbahn in drei Arme. Der eine kürzeste führt nach Mutzig, einem kleinen freundlichen Städtchen am linken Ufer der Breusch, von wo aus sich leicht ein Ausflug nach dem Haslacher Thal und dem sagenberühmten Schloß Rideck machen läßt. Der nördliche Schienenstrang führt von Molsheim an Avolsheim und Sulzbad vorüber nach Wasselnheim. Avolsheim macht sich durch seine Dom-Peterkirche, eine der ältesten Kirchen des Elsaß, bemerklich. Wasselnheim oder Wasselonne, wie die Franzosen es getauft haben, ist ein gewerbreiches munteres Städtchen, in welchem sich einst ein bischöfliches Schloß befand, von dem noch Reste übrig sind. Westlich von Wasselnheim zeigt man einen alten Steinbruch, der für den Münsterbau in Straßburg die Steine geliefert haben soll und daher noch jetzt im Munde des Volkes die Frauenhausgrube genannt wird.

Wir folgen der Bahn von Molsheim aus in südlicher Richtung. Die nächste Station ist Dorlisheim, ein Städtchen von 2000 Einwohnern, das eine Zeitlang Lehen des Odilienklosters war, bis es später an die Bischöfe von Straßburg, und nach den unglücklichen Kriegen desselben an die Stadt Straßburg überging. Jener Walther von Geroltseck, der gegen die Städter in der Schlacht bei Hausbergen unterlag und sein Bruder Hermann, der ein Opfer dieser Schlacht wurde, sind in der Kirche der Johanniter-Comthurei beigesetzt, die 1011 von dem bekannten Bischof Werner gegründet wurde. Trümmer dieser Comthurei, die zuerst den Tempelherrn gehörte, sind noch jetzt zu sehen; eine gut erhaltene Statue des heiligen Johannes wird dem Sohne Erwins von Steinbach zugeschrieben.

Der Hauptort des Cantons, den wir durchschneiden, ist Rosheim, das wir zunächst berühren. Einen bemerkenswerthen Vorfall aus der Geschichte dieses Städtchens erzählt uns ein alter französischer Chronist. Friedrich II. belehnte im Jahre seiner Thronbesteigung den Herzog von Lothringen für 4000 Mark Silber mit dieser Stadt. Nach dem Tode des Herzogs zog er jedoch das Lehen wieder ein. Der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen protestirte dagegen und durchbrach mit einem Heere das Breuschthal. Lambyrin, der Befehlshaber seiner Truppen, führte dieselben bis Rosheim und besetzte die wehrlose Stadt. Die überraschten und erschreckten Bürger flüchteten sich in die Kirche und überließen ihre Häuser den plündernden Lothringern. Diese fanden reichliche Lebensmittel und die Keller voll guten Weines, so daß sie die Waffen zur Seite stellten, um sich nach den Anstrengungen des Marsches ein Gutes zu thun. Sie thaten aber des Guten zu viel und sprachen dem Rosheimer Wein so tapfer zu, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnten und hier und dort einer zu Boden fiel, wie Fliegen, die Gift getrunken. Als die Bürger von Rosheim dieß bemerkten, ermannten sie sich, griffen zu den Waffen, schlugen die Trunkenen nieder und tödteten die im Rausche Schlafenden. Nur siebenundzwanzig von der lothringischen Schaar entkamen dem allgemeinen Blutbad, und die Stadt hatte sich auf diese Weise selbst von ihren Bedrängern erlöst.

Unter den Verwüstungen der Armagnacs hatte die Stadt viel zu leiden, noch mehr im dreißigjährigen Kriege. Mansfeld erschien hier am 6. Juli 1622 und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Man verweigerte dieselbe auf höhnische Weise, so daß Mansfeld ein heftiges Bombardement eröffnete. Die Stadt versuchte jetzt zu unterhandeln; aber während man unterhandelte, hatten sich einige

Soldaten den Stadtmauern genähert, und man hatte deßhalb auf sie Feuer gegeben. Voll Wuth und Erbitterung erstürmte jetzt die Truppe Mansfelds die Stadt und richtete eine schreckliche Verwüstung an. Vierzig Häuser wurden in Asche gelegt, ein großer Theil der Einwohner mußte über die Klinge springen. In dem städtischen Archiv befindet sich noch eine Schrift „Gravamina und Beschwerdten der Stadt Roszheim von dem monatt Martzio anno 1622 bisz uff den 25 Aprilis anno 1623." Eine Inschrift auf einem Steine des Rathhauses erzählt von diesem schrecklichen Ereigniß.

Von den beiden Kirchen Rosheims ist die St. Peter- und Paulskirche eines Besuches wohl werth. Im zwölften Jahrhundert in romanisch-byzantinischem Style auferbaut und von allen anderen elsäßischen Bauwerken jener Zeit in ihrer Architektur sich scharf unterscheidend, ist sie neuerdings mit Geschmack restaurirt worden. Figuren und Gruppen am Giebel, ein Ritter, ein Vogel und ein Wolf, der ein Kind zu zerfleischen im Begriff ist, weisen auf eine Sage hin, die uns die Gründung der Kirche erzählt. Einem Grafen von Salen sollen nämlich nach einander mehrere Kinder von einem Wolfe geraubt worden sein. Nur ein Knabe blieb ihm zuletzt übrig, und trotz der Wachsamkeit des unglücklichen Vaters wurde auch dieser die Beute des gefräßigen Raubthiers. Da verkündigte ein Einsiedler dem verzweifelten Vater, daß sein Weib ihm aufs Neue Kinder und Erben schenken werde, wenn er eine Kirche an der Stelle erbauen werde, die ihm ein Waldvogel zeigen würde. Der Graf, oft in der Einsamkeit umherwandelnd, kam eines Tages in die Nähe einer Kapelle und sah plötzlich einen Vogel um sich herumflattern. Er erkannte darin das himmlische Zeichen und erbaute an diesem Orte den heiligen Aposteln Peter und Paul eine Kirche. Die Legende

erzählt uns nicht, ob er auch für diese fromme That in der gewünschten Weise belohnt wurde. Noch eine Figur fällt uns unter den Sculpturen des Giebels auf; sie stellt den Architekten selbst vor, einen Geldbeutel in der offenen Hand haltend. Die Figur weist darauf hin, daß der Baufond nicht ausreichte und der Architekt milde Gaben sammeln mußte, um sein Werk zu vollenden.

Von Rosheim läßt sich am leichtesten die Ruine Girbaden aufsuchen. Sie erhebt sich auf einem Bergrücken zwischen dem Thal der Breusch und dem der Magel. Es sind die Trümmer eines der ältesten Schlösser des Elsaßes, die von hier in die Ebene hinabschauen. Eine weitverbreitete Sage erzählt ihre Zerstörung. Die Lothringer hatten sich schon lange um das Felsennest gelagert, ohne es einnehmen zu können. Ein Troßbube der Besatzung wird endlich zum Verräther, indem er einige der Lothringer als Bauern verkleidet in die Burg führt. Sobald diese eingetreten sind, schlagen sie die Wache nieder und öffnen das Burgthor den heranstürmenden Kameraden. Von dieser Zeit an, so geht die Sage, steigen jedes Jahr am Tage des Verraths die Opfer desselben aus ihrem Grab, angeführt von dem Burgvogt, der ihnen als ein armloses Gespenst mit leeren und blutenden Augenhöhlen voranzieht, so wie ihn die Grausamkeit der Lothringer verstümmelt hat. Alle treten zu einem schauerlichen Tribunal zusammen, vor welches der Verräther geführt wird. Man ruft ihm aufs Neue alle Umstände seines schändlichen Verbrechens ins Gedächtniß zurück und die gespensterhafte Schaar seiner Opfer zieht ihn mit sich fort über die Ruinen hinweg in einem schauerlichen Tanze, der bis zum ersten Grauen des Tages andauert. Dann verschwindet alles und Schweigen und Stille lagert sich wieder über den Ruinen.

Von Girbaden aus gewinnt man durch eine kleine

Fußwanderung über Laubenhain und Börsch bei Oberehnheim die Bahn wieder, die wir dann noch eine kurze Strecke bis Barr benutzen. Von Börsch aus suche man die beiden Schwesterburgen Lützelburg und Rathsamhausen auf. Der urkundliche Name beider Schlösser ist Lützelburg; sie wurden als das vordere und das hintere Schloß von einander unterschieden. Das vordere, der Ebene zu liegende, besaßen die Herrn von Andlau im Jahr 1392 als kaiserliches Lehen; schon damals lag es in Trümmern. Die hintere Burg wurde im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von den pfälzischen Kurfürsten, damaligen Landvögten im Elsaß, der Familie Rathsamhausen zu Lehen gegeben, deren Namen sie dann annimmt. Beide Burgen gehören zu den stattlichsten Ruinen des Wasgaus. Das hintere Schloß besonders zeigt sehr umfangreiche Räume. Der runde Thurm desselben, der 39 Fuß im Durchschnitt hat, bildete vordem das Burggefängniß. Er hat keine Eingangsthüre, und um ihn zu untersuchen, ließ man von oben Bergknappen an Stricken hinab, die in der Tiefe Menschengebeine, in Ketten liegend, antrafen.

Oberehnheim, von den Franzosen Obernai umgetauft, gehörte einst wie Rosheim zu den zehn reichsfreien Städten der Hagenauer Präfektur. Die Stadt ist uralt. Grabdenkmäler, die man 1847 und 1863 entdeckt hat, weisen darauf hin, daß dieser Ort schon in der celtischen und gallisch-romanischen Epoche bewohnt war. Im siebenten Jahrhundert war diese villa regia Residenz der Herzöge des Elsaßes; die alte Kapellkirche soll auf dem Grundboden einer Kapelle stehen, die zum Schlosse des Herzogs Attich, des Vaters der heiligen Odilie gehörte. Dieses Schloß wurde später ein schwäbisches Herzogsschloß, und der Vater Barbarossa's soll hier längere Zeit residirt haben. Auch Heinrich VI. und Friedrich II. hielten sich zeitweise hier

auf. Unter der Regierung des Letzteren wurde das Schloß 1246 von Heinrich von Stahleck, Bischof von Straßburg, zerstört. Oberehnheim war im Mittelalter eine sehr bedeutende Stadt. Ihre Befestigungen, von denen noch viel zu sehen ist, wurden im Jahr 1298 durch eine äußere Umfassungsmauer vermehrt. Ludwig der Bayer verlieh der Stadt große Freiheiten, die ihre reichsfreie Stellung befestigten.

Sehenswürdigkeiten bietet die kleine Stadt natürlich nicht viel. Das Rathhaus weist einige alterthümliche Bildwerke auf, und das Hospital besitzt einige Gemälde, die Holbein zugeschrieben werden. Zu bemerken ist noch, daß Oberehnheim der Geburtsort Thomas Murners ist.

Das landschaftliche Bild, das sich dem Reisenden darbietet, ist fast dasselbe bis in die Gegend von Barr. Die Bahn zieht sich am Fuße rebenbepflanzter Hügel hin, die den Uebergang aus der Thalfläche zum Gebirg anmuthig vermitteln. Bei Oberehnheim tritt das Gebirg uns schon näher; das Auge erkennt hier und dort eine der Ruinen, die zahlreicher als an einer anderen Stelle des Wasgaus hier hervortreten, alle überragt von dem Odilienberg, dessen Klostergebäude weit hinabschaut auf die Fläche des Rheinthals. In Barr endlich öffnet sich uns der Blick auf das eigentliche Gebirg, dessen hohe Häupter mit demselben geheimnißvoll anziehenden Dunkel der Tannenwälder zu uns herüber schauen, wie dort drüben die Höhen des Schwarzwalds.

Barr ist ein äußerst freundliches Städtchen, das sich am Fuße des Kirchbergs ausdehnt, dessen hoher Rücken ganz mit Weinbergen bepflanzt ist. Die vielen neuen Häuser in der Nähe des Bahnhofs zeigen uns, daß dem Industriefleiß der Bewohner der aufblühende Wohlstand nicht gefehlt hat, sowie daß mancher Fremde hier im Sommer seinen Aufenthalt nimmt. Die Heilquellen Barrs

sind zwar nicht im Stande, Anziehungskraft auszuüben, aber der gemüthliche Charakter des Städtchens und die romantische Schönheit seiner Umgebungen vermögen Manchen zu locken und zu fesseln.

Von dem landschaftlichen Reiz derselben abgesehen ist es noch ein Anderes, was dem Gemüthe des Besuchers hier mit besonderem Zauber entgegentritt. Es ist der Hauch eines vollen Jahrtausend, der uns von diesen Ruinen und verfallenen Klosterhallen entgegenweht; es ist der Gedanke, daß wir uns auf einer der ersten Kulturstätten des Elsaß befinden, die an ehrwürdigem Alter selbst der Hauptstadt nicht viel nachsteht, deren Münsterwahrzeichen aus der Ferne zu uns herübersieht.

Versuchen wir zunächst, das landschaftliche Bild in flüchtigen Strichen festzuhalten. Um es voller und reicher in uns aufzunehmen, treten wir alsbald nach unserer Ankunft eine halbstündige Wanderung nach der Klosterruine Truttenhausen an. An dem Abhang jenes Bergrückens gelegen, auf dessen höchstem weit hervortretendem Gipfel das Odilienkloster thront, zeigt das alte Kloster bereits den entzückenden Blick auf das Rheinpanorama, das sich freilich erweitert, je höher wir steigen. Aber auch hier schon — welche herrliche Aussicht auf die freie fruchtbare Ebene vor uns, die in der Ferne der Rhein wie ein Band umschließt! Dicht zu unsern Füßen die weinbelaubten Hügel, und von diesen sich abziehend und weit ausdehnend die Acker- und Wiesenfläche, die der Ill durchströmt, — was für ein reiches Land und wie glücklich, wenn nicht so oft Kampf und Streit der menschlichen Leidenschaften den seligen Frieden getrübt hätten, den die gütigste Natur dieser Gegend bestimmt hatte!

Bei der Klosterruine Truttenhausen dürfen wir wohl einen Augenblick verweilen. Von dem Grau der ausge-

brannten Mauern, die zuweilen ein Farrenkraut oder wildes Epheu überwuchert, sticht seltsam das dunkle Grün der hohen Tannen ab, die im Innern zu gedeihen Raum gefunden und mit langem, schwerem Gezweig aus den öden leeren Fenstern herausnicken. Tritt man in das Innere dieser malerischen Ruine, so läßt sich noch deutlich das alte Schiff der Kirche von dem eigentlichen Klosterraum, der Wohnung der Mönche, unterscheiden. Der hohe Thurm, noch gut erhalten und eine herrliche Aussicht bietend, stammt aus einer späteren Zeit. Die Grabsteine, die auf der einen Außenseite der Kirche an die Mauer gelehnt sind, erzählen uns von den vergangenen Tagen, da die frommen Mönche hier noch ihre Litaneien sangen, wo jetzt der Wind in den Tannen rauscht, die Crucifix und Madonnenbild verdrängt haben. Nicht weit davon haben die jetzigen Besitzer der Ruine, die Herren von Türckheim, eine Marmortafel in das alte Gemäuer einfügen lassen, die uns die Geschichte des Klosters erzählt. Im Jahr 1182 von der Aebtissin des Odilienklosters, der bekannten Herrad von Landsperg, gegründet, nahm es Anfangs nur zwölf Mönche an, die sich der Augustinerregel unterwarfen. Im Jahr 1366 wurde es von den Engländern verwüstet, 1444 von den Armagnacs völlig zerstört; 1490 neu auferbaut und dem Ritus der Prämonstratenser unterworfen, wurde es 1524 im Beginn des Bauernkriegs zerstört und blieb von da an eine Ruine. Im Jahr 1800 ging dieselbe mit dem anstoßenden Grundbesitz von den Herren von Landsperg an die Türckheims über. Die beiden jetzt lebenden Brüder der Familie haben hier einfache Sommerwohnungen mit geschmackvollen Gartenanlagen, die sich um die Ruine herumziehen.

Der Stammsitz der alten Familie von Landsperg ist nahe genug, um von dem Kloster aus nach einem kleinen Spaziergang, der freilich mitten durch pfadloses

Buschwerk führt, erreicht zu werden. Bequemer läßt sich die weithin sichtbare Burgruine von Barr aus, über den Kirchberg und das sogenannte Mönkalb aufsuchen. Dieses Schloß, der Ahnensitz einer mächtigen und vielverzweigten Familie, wurde gegen das Jahr 1200 von Ritter Konrad von Landsperg mit Genehmigung der ihm verwandten Aebtissin Edelinde von Niedermünster auf einem diesem Kloster abgekauften Boden erbaut. Uebrigens ist an den Trümmern noch erkennbar, daß nicht alle Theile des Schlosses aus derselben Epoche stammen; der niedrigere Theil gegen Barr hin hat ein viel älteres Aussehen, als der daranstoßende, an dessen Ende der hohe Thurm steht. Die alte Burg mag schon in Trümmern gelegen haben, als das neue Schloß erbaut wurde. Nach der Gebirgsseite, gegen den sogenannten Mennelstein, stehen in den Ecken der Ringmauern des Schlosses zwei imposante Thürme, die äußerst stark und fest erbaut sind und Mauern von sechs Fuß Dicke aufweisen. Sie waren ursprünglich in fünf Stockwerke eingetheilt und zeigen Schießlöcher, die inwendig sehr breit, nach außen hin sich eng zuspitzen. Ueberhaupt war diese Seite, dem aufsteigenden Berge zu, besonders stark befestigt.

Während von Truttenhausen aus der Blick die weite Fläche der Rheinebene durchforscht, öffnet sich hier die Aussicht auf das Gebirge nach Südwesten; man überschaut das Barrer und Andlauer Thal und sieht in nächster Nähe die Burgen Hohen-Andlau und die Spesburg, so wie den Hohenungersberg. Aber auch die das Weiler- und Leberthal umschließenden Bergrücken erkennt man am südwestlichen Horizont, die alten Schlösser Frankenburg und Hohenkönigsburg, so wie den Alles überragenden Bölchen, den höchsten Berg des Elsaß.

Wie viel weiter, wie viel herrlicher ist die Aussicht,

Gebirg und Ebene umfassend, wenn wir hinaufsteigen auf die Höhe des Odilienberges, wo ein einziger Blick bei klarem Wetter uns reichlich entschädigt für die Anstrengung des keineswegs beschwerdelosen Steigens!

Als Ausdruck der Bewunderung, die ein solcher Blick einflößt, citiren wir die Worte Goethe's, der den Odilienberg auf seinen Wanderungen im Elsaß zu besuchen nicht versäumte. „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen," heißt es in Wahrheit und Dichtung, „auf den Ottilienberg begangener Wallfahrt denke ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde. — Auch auf dieser Höhe wiederholt sich dem Auge das herrliche Elsaß, immer dasselbe und immer neu; ebenso wie man im Amphitheater, man nehme Platz, wo man wolle, das ganze Volk übersieht, nur seine Nachbarn am deutlichsten, so ist es auch hier mit Büschen, Felsen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wiesen und Ortschaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns sogar Basel zeigen; daß wir es gesehen, will ich nicht beschwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier sein Recht über uns aus, indem es uns zu sich forderte und da wir nicht diesem Triebe folgen konnten, ein schmerzliches Gefühl zurückließ."

Nur ungerne wird der Blick sich von dieser entzückenden

Aussicht losreißen, deren Bild noch so warm in der Erinnrung Altmeisters Goethe schwebte. Und doch gilt es, die Stätten aufzusuchen, die uns fast jeden Schritt an die fromme Herzogstochter erinnern, deren Name das Kloster trägt, deren Bild der große Dichter lange mit sich trug, so daß er einer seiner „späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter," der Ottilie der Wahlverwandtschaften, einige Züge jener Heiligen verlieh, die herauszufinden freilich nicht so leicht fallen dürfte.

Aber auch interessante Alterthümer anderer Art, in eine noch grauere Vorzeit zurückgreifend, birgt und zeigt der Odilienberg. Der Schafstein und der Wacht- oder Wachtelstein werden als Opferstätten und Monumente der Druiden angesehen. An denselben läuft die sogenannte Heidenmauer hin, die der gelehrte Schweighäuser zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht hat. „Der großartige Anblick dieser Mauer," sagt er in seinem Werkchen, „die an vielen Orten der Lauf der Jahrhunderte mit dichten Lagen von Moosen und Flechten bedeckt hat, die Abgründe, an welchen sie hinläuft, die mannigfaltigen Aussichten, die sie bald über unsere fruchtbaren Ebenen, bald in wilde romantische Thäler eröffnet und die dunklen Wälder, in deren Schatten sie sich an anderen Stellen hinzieht, vereinigen sich mit den mancherlei anderen Denkmälern, welche sie umschließt oder die sie umgeben, um ihr so viel malerische Schönheit zu verleihen, als sie günstiges Interesse darbietet." Eigenthümlich ist zunächst die Bauart der Mauer, da bei ihr das Holz als Binde- und Festigungsmittel angewendet ist. Während nämlich die größern Quaderstücke ohne jede Verkittung auf einander ruhen, sind zwischen die kleineren Steine Keile von Eichenholz getrieben, die man nach ihrer Gestalt Schwalbenschwänze genannt hat. Obgleich die Mauer

dadurch für lange Zeit eine große Festigkeit erlangt hatte, sank sie später an allen den Stellen zusammen, wo das Holz unter der Einwirkung der Luft und des Regens verfault war. Ihre ursprüngliche Höhe soll 15 Fuß betragen haben; gegenwärtig ist sie kaum an einigen Stellen gegen 10 Fuß hoch. An vielen Orten sind gar keine oder nur kleine Ueberreste anzutreffen; doch läßt sich die Richtung der Mauer noch über den Odilienberg hinaus verfolgen. Da südlich bei Tannenkirch in der Gegend von Rappoltsweiler ebenfalls ein großes Stück dieser Heidenmauer zu sehen ist und außerdem Spuren ähnlicher alter Verschanzungen in den Gebirgen des Breuschthales, so wie ganz nördlich auf der Höhe des Scherhohl (Pigeonnier) bei Weißenburg anzutreffen sind, so läßt sich annehmen, daß diese großartige Befestigungsmauer über den ganzen Kamm der Vogesen hinlief, um das römisch-gallische Gebiet vor germanischen Einfällen zu schützen. Die Römer, obwohl im Besitz der elsäßischen Ebene, hatten doch eine richtigere Vorstellung von natürlichen Grenzen, als die späteren Bewohner und Beherrscher Galliens.

An die Römerzeit erinnert hier auf dem Odilienberg noch so manches Andere. Zunächst schon der Weg, der von dem Dorfe Ottrott hierher auf die Höhe führt, der im Munde des Volkes noch immer der Römerweg heißt. Auch soll auf der Grundfläche des Klosters einst ein römisches Kastell gestanden haben, das der Kaiser Maximianus habe erbauen lassen und das der fränkische Herzog des Elsaßes, Attich, in ein Schloß umwandelte, welches von seiner hohen Lage den Namen der Hohenburg erhielt. Wie dieser weltliche Fürstensitz nun in eine gottgeweihte Stätte frommer Schwestern verwandelt wurde, darüber weiß die Legende uns Verschiedenartiges zu berichten.

Der einen Ueberlieferung nach wurde dem Herzog Attich

und seiner Gemahlin Bereswinde eine blinde Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Odilie erhielt. Tiefbetrübt darüber begaben sich die Eltern des unglücklichen Kindes in die Abtei von Mittelmünster im Wasgau, um zwei dort lebende heilige Männer, Erhard und Hildulf, um Hilfe für die blinde Tochter anzuflehen. Das fromme Gebet derselben öffnete der blinden Fürstentochter die Augen. Dankerfüllt beschenkte Attich dieß Kloster mit reichen Gaben und nie hörte Odilie in ihrem ganzen Leben auf, dem Orte ihrer glücklichen Heilung die tiefste Ehrerbietung zu bezeugen. Aber das Gebet der Mönche, das ihr die Sehkraft verliehen, hatte zugleich einen tiefen Hang zu stillem abgesonderten Leben in ihr Gemüth gepflanzt. Frühe schon trat dieser hervor, noch nicht zwanzig Jahre alt baute sie mit Willen und Hilfe ihres Vaters ein Kloster auf der Stelle der verfallenen Hohenburg und hundert und dreißig junge Fräulein aus vornehmen Familien schloßen sich ihr an, um ein von der Welt getrenntes, frommer Andacht geweihtes Leben zu führen.

Eine andere Legende ist reicher an Wundern und darum populärer: Attich, in der Hoffnung getäuscht, als erste Frucht seiner Ehe einen Sohn zu besitzen, verstößt das blinde Mädchen, und will sie sogar tödten lassen; in der Taufe erlangt sie aber das Gesicht, und wird von ihrer Mutter einer vertrauten Frau in Scherweiler anvertraut. Angetrieben von Besorgniß, der Vater möchte das verstoßene Kind an einem so nah gelegenen Ort entdecken, läßt Bereswinde dasselbe nach Burgund zu ihrer Schwester bringen, die Aebtissin des Klosters Palma (Baume les Dames) war. Hier wird Odilie erzogen. Im Jahr 678 stattete sie, auf Anrathen ihres Bruders Hugo, bei ihren Eltern auf Hohenburg einen Besuch ab; denn hier hatte nun, derselben Sage nach, Herzog Attich seine Residenz

aufgeschlagen. Sie hielt sich auch eine Zeit lang bei ihrer Mutter und ihrem nun ausgesöhnten Vater auf. Als aber dieser sie mit einem deutschen Prinzen vermählen will, entweicht sie heimlich und flieht über den Rhein in die Gegend, wo später die Stadt Freiburg erbaut wurde. Dort an einem Felsen ausruhend, erblickt sie den ihr nachsetzenden Vater. Auf ihr Gebet öffnet sich aber der Fels zu ihrer Rettung, und verbirgt sie, bis die Gefahr vorüber ist. Eine Kapelle nebst einer mirakulösen Quelle bezeichnen den Ort, wo dieß geschehen. Endlich erklärt Attich, er wolle sich ihrem Wunsche, die Welt zu fliehen, nicht mehr entgegensetzen, und das Schloß Hohenburg wird in ein Kloster umgewandelt.

Die heil. Odilie stiftete außerdem noch zwei andere Klöster: Niedermünster, das auf halber Höhe des Odilienberges liegt und dessen Trümmer man, von Truttenhausen aus aufsteigend, leicht aufsuchen kann, und die St. Gorgonsabtei, an deren Stelle jetzt eine 1746 errichtete Kapelle steht.

Eine Reihe von Unglücksfällen hat in der Folge das Kloster der heil. Odilie betroffen; mehrmals wurden beinahe sämmtliche Gebäude vom Feuer verzehrt, aber immer erhob es sich aufs Neue aus Schutt und Asche. Friedrich II., Herzog von Schwaben, nahm dem Stift beinahe sein ganzes Vermögen und verursachte dadurch den Verfall desselben; aber Friedrich Barbarossa machte durch Schenkungen und Reorganisation des Klosters das Vergehen seines Vaters wieder gut. Er setzte dem Kloster die gelehrte Relindis, Aebtissin des Klosters Berg an der Donau, als Leiterin vor und dieser gelang es, indem sie die Kanonissen der Regel des heil. Augustin unterwarf, eine festere Ordnung zu begründen und einen besseren Geist in das Kloster zu verpflanzen. Bald sah sich Relindis von

einer Anzahl edler Fräulein umgeben, welche sie durch Unterricht in lateinischer Sprache, Poesie, Musik und Zeichenkunst bildete, wobei natürlich alles, was sie lehrte, in inniger Beziehung zu der Religion blieb, deren ausgezeichnete Dienerin sie war. Die hervorragendste ihrer Schülerinnen war Herrad von Landsperg, welche ihr auch nach ihrem Tod im Jahr 1167 als Aebtissin des Klosters nachfolgte. Indem diese mit unablässigem Eifer im Geist ihrer Lehrerin fortwirkte, verwandte sie zugleich alle Mußestunden ihres stillen Klosterlebens auf ihr Lieblingswerk, in welchem sie ihre Kenntnisse und ihre Fertigkeiten niederlegte. Es war dieß ihr Hortus deliciarum, ein sonderbares Gewebe aus lateinischen, meist prosaischen Excerpten über biblische Geschichte, theologischen Doctrinen und zerstreuten Notizen über Astronomie, Geographie, Mythologie, Geschichte und Philosophie. Herrads eigene lateinische Gedichte, meist mit Musikbegleitung, sind hie und da eingeschaltet, und eine Reihe von Gemälden dient dem Ganzen als Schmuck. In dieser bunten Zusammensetzung repräsentirt dieses Werk die Bildung jener Zeit, deren Wissen noch mehr Stückwerk war, als das der vorhergehenden und nachfolgenden Jahrhunderte. Unmittelbaren wissenschaftlichen Werth kann es natürlich nicht beanspruchen, da es aus einer Zeit stammt, in der alles Wissen nur in seiner Beziehung zur Religion Werth hatte. Aber gerade insofern es für den Geist jener Zeit charakteristisch ist, hat es bedeutenden culturhistorischen Werth.

Die fromme Herrad folgte bald nach Beendigung ihres Werks ihrer Lehrerin Relindis nach, und ihr Leib zerfiel in Staub in der Klostergruft; aber ihr Werk überdauerte sie Jahrhunderte lang. Die Ehrfurcht, welche demselben im Kloster Hohenburg gezollt wurde, sprach sich darin aus, daß demselben ein eigenes Monument in einem Kreuzgang

der Klosterkirche errichtet ward, und daß man es bei den heiligsten Reliquien aufbewahrte. Auf diese Weise entging es mehreren Klosterbränden. Nach dem Brande von 1546, der sich mit der Einwirkung der Reformation vereinigte, um die Zerstreuung der Klosterfrauen zu veranlassen, kam es in den Besitz des Bischofs von Straßburg nach Zabern. Dort war es mehreren Gelehrten, die sich mit dem Hohenburger Kloster beschäftigten, zugänglich. Auch die elsäßische Chronik von Bernhard Herzog enthält bereits die Vorrede Herrads verdeutscht. In neuerer Zeit umschwebte ein geheimnißvolles Dunkel das Schicksal des merkwürdigen Buches. Es sei nicht mehr in Zabern zu finden, versichert Albrecht, der Prämonstratenser-Prior, der um 1570 eine Geschichte von Hohenburg herausgab; seine Mittheilung eines großen Theils der Gedichte Herrads läßt jedoch annehmen, daß ihm das Manuscript unter der Bedingung zugänglich war, daß er dessen Aufenthalt nicht verrieth. Bei der Einziehung der Klöster im Anfang der französischen Revolution kam das Manuscript endlich an den Tag. Es fand sich in dem Carthäuser-Kloster zu Molsheim, wohin es aus dem bischöflichen Gewahrsam zu Zabern übergegangen war. Dort hatte bereits im Jahr 1695 ein Mönch eine Abschrift des Manuscripts angefertigt, die wahrscheinlich das Schicksal des Originals später getheilt hat. In einer lateinisch geschriebenen Vorrede zu seiner Abschrift erklärt der Mönch ausdrücklich: daß sein Kloster den werthvollen Bücherschatz aus den Händen des Bischofs von Straßburg erhalten habe. Nach der Säcularisation des Molsheimer Klosters ging das Manuscript an die Districtsbibliothek in Straßburg über. Von dort reclamirte es im Namen der Familie Landsperg ein Weltgeistlicher, in dessen Händen es längere Zeit blieb. Nach einiger Zeit zog es jedoch die Departementsverwaltung wieder ein, und

theilte es der Centralbibliothek des Departements zu. Später wurde es von der Regierung der Stadt Straßburg übergeben, und nun der Stadtbibliothek eingefügt, mit der zusammen es in der Nacht des 25. August der Vernichtung anheimfiel. [1]

Wie oft hatten die Flammen dort oben auf der Höhe des Berges das kostbare Manuscript bedroht, bis es ihnen doch zuletzt dort in der Ebene zum Opfer fiel. Sehr häufig hatten Waldbrände dem Kloster Verderben gebracht. Im Jahr 1546 zerstörte abermals eine Feuersbrunst fast sämmtliche Gebäude. Der Chronist erzählt uns über diesen Brand: „Im Jahr 1546 hat die Aebtissin Agnes von Oberkirch gebadet, und das Badhaus versperret; indem gehet in demselben ein Feuer aus, die Klosterfrauen und andere klopften an, und ruften: Gnädige Frau, das Badhaus brennt, indem nahm das Feuer so plötzlich überhand, daß sie nackend aus dem Bad lief. Gar wenig ist gerettet worden, dann es verbrannte fast alles, nebst der Kirche und dem Kreuzgang; die Glocken im Thurm verschmelzten, und ging ein großer Schatz zu Grund. Man sahe das Feuer im ganzen Land, zu Basel und im Schwarzwald, und bis zu Rastatt."

Diese Agnes von Oberkirch war die letzte Aebtissin auf Hohenburg. Sie übergab zwei Jahre nach dem Brand das Stift der h. Odilie dem Bischof von Straßburg unter der Bedingung, daß derselbe die Verwaltung der Güter übernehme und die Gebäude wieder herstelle. Prämonstratensermönche ließen sich dort nieder und im Jahr 1663 wurde Hohenburg förmlich in ein Kloster dieses Ordens umgewandelt, das bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand.

Die jetzige Kirche wurde im Jahr 1687 erbaut und

[1] Engelhardt, der hortus deliciarum der Aebtissin Herrad von Landsperg. Stuttgart und Tübingen 1818. J. G. Cotta'scher Verlag.

von dem Straßburger Weihbischof Peter Creach, zuvor Erzbischof von Dublin und Primas von Irland, den kirchliche Bewegungen aus seinem Lande vertrieben hatten, eingeweiht. An die Stifterin des alten Klosters erinnert in der Umgebung der Kirche so Manches. Die Kreuzkapelle soll 690 von Odilie erbaut sein; in dieser Kapelle steht der Sarg, in welchem die Gebeine ihrer Eltern Attich und Bereswinde ruhen. Die St. Odilienkapelle hieß früher die Kapelle Johannis des Täufers, denn ihm zu Ehren hatte die Heilige sie bauen lassen. Unter dem Chorbogen findet sich die Inschrift: Anno Christi DCLXXVI S. Odilia virgo hoc coenobium fundavit. Hier ruhen ihre Gebeine in einem Sarge, dessen Inschrift besagt, daß im Jahr 1793 während der bürgerlichen Unruhen die Gebeine der Heiligen zwar angetastet, im Jahr 1799 aber wieder an diesen Ort niedergelegt worden seien. Die Zährenkapelle soll ihren Namen von den häufigen Thränen erhalten haben, welche Odilie hier unter den Verfolgungen ihres Vaters vergoß. Die Engelskapelle ist etwas kleiner, scheint aber aus derselben Zeit zu stammen. — —

Haben wir auf dem Odilienberg eine Stätte besucht, auf der Alles an die fromme elsäßische Herzogstochter erinnert, so wollen wir nicht versäumen, von Barr aus noch ein stilles Thal aufzusuchen, in welchem eine Kaiserin des karolingischen Stammes Gott ein Heiligthum ähnlicher Art weihte. Zwischen Weinbergen dahingehend erreichen wir die Höhe von Mittelbergheim, von der sich der Weg dann rasch in das Andlauer Thal hinabsenkt. Die Höhen des Gebirges treten hier nahe zusammen, von der Andlau durchbrochen, die mit ihrem klaren Bergwasser eine grüne Wiesenflur tränkt. Erst wenn wir in die Nähe der ersten Häuser des Städtchens gelangt sind, sehen wir rechts die Kirche, die vor Allem unser Interesse beansprucht.

In diesen abgelegenen Thalwinkel zog sich der Sage nach Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken, zurück, nachdem sie mit glücklich bestandener Feuerprobe die Anschuldigungen ihrer Feinde widerlegt und ihren eifersüchtigen Gemahl entwaffnet hatte. Auf der Höhe des Berges dort hatte sie in heißem Gebet vor dem Grabe der heiligen Odilie gelegen; sie bat die Heilige, ihr einen Ort zu bezeichnen, wo sie in stiller Andacht ihr Leben beschließen könne. Sie solle, gab ihr dort eine Vision ein, an demjenigen Orte Gott ein Haus erbauen, wo sie etwas Außerordentliches wahrnehmen würde. Kurze Zeit darauf ergeht sich die edle Frau im Thale von Andlau; da sieht sie nun eine Bärin, von ihren Jungen umgeben, den Boden aufwühlen, als suche sie einen Eingang. Sie hält dieß für das göttliche Zeichen, das sie erbeten, und erbaut hier Kloster und Kirche.

In einem unterirdischen Kapellchen der Andlauer Kirche, die sehr glücklich restaurirt ist und im Inneren einen bedeutenden Eindruck macht, zeigt man noch jetzt ein rundes Loch in der Erde, das man als die Wühlstelle der von Gott gesandten Bärin verehrt. Kranke werden dorthin gebracht, wo sie wunderthätige Heilung erhoffen. Früher pflegte man zur Erinnerung an die Gründung des Klosters hier in Andlau einen Bären; nachdem jedoch der Gefräßigkeit und Wildheit desselben ein Kind zum Opfer gefallen, grub man ein derartiges Bild in Stein über dem Portal ein. Gegenwärtig erinnert ein schönes Oelbild im Inneren der Kirche über der Eingangsthüre an die Legende.

Die Abtei von Andlau, die der Benediktinerregel folgte, erfreute sich in der Folge bedeutenden Wachsthums und großer Privilegien. Karl IV. gab 1347 der Aebtissin Adelheide von Geroltseck den Titel einer Reichsfürstin; die in das Stift Aufzunehmenden hatten später 16 Ahnen

nachzuweisen, und die edelsten Familien Süddeutschlands bemühten sich, ihren Töchtern dort Aufnahme zu verschaffen. 1789 wurde die Abtei verkauft und die ansehnlichen Gebäude derselben gingen in Privatbesitz über. In einem Flügel wohnen jetzt barmherzige Schwestern.

In der Nähe des Städtchens zeigen sich die beiden runden Thürme von Hoh-Andlau, dem Stammsitz des Andlauer Geschlechtes. In geringer Entfernung liegen die Trümmer der Spesburg, die einst Sitz der Familie von Dicka war.

An beiden Ruinen vorüber und am Ufer der rauschenden Andlau hin führt der Weg zum Dorfe Hohwald, dessen Häuser sich vom Thale aus die Höhe des Gebirgsabhangs hinaufziehen. Hohwald ist ein beliebter Zielpunkt des Touristen und gesuchter Sommeraufenthalt der Straßburger. Von hier aus mag man das Hochfeld oder Feuerfeld (champ du feu) besuchen, ein weites, mit Felsen übersätes Plateau, das einen der höchsten Punkte der Vogesenkette bildet.

Vom Feuerfeld aus sieht man zu seinen Füßen das Steinthal (Ban de la Roche), dessen Name ein guter und großer Mensch in aller Welt bekannt gemacht hat. Die Herrschaft Steinthal umfaßt außer kleineren Weilern und Gehöften acht Dörfer: Bellefosse, Belmont, Fonday, Solbach, Neuwiller, Rothau, Waldbach (Waldersbach) und Wildersbach. Der alte Stammsitz des herrschaftlichen Geschlechtes Rathsamhausen zum Stein erhebt sich auf den Höhen, die das Dorf Bellefosse beherrschen. Im Jahre 1467 wurde er unter Gerothäus von Rathsamhausen der Sitz einer Räuberbande, die das ganze Land unsicher machte. Dieß veranlaßte den Bischof von Straßburg und den Grafen von Salm, deren Gebiet an das Steinthal stieß, Truppen auszuschicken, denen es auch gelang, das Schloß zu nehmen und zu zerstören. 1584 ging die Herr-

schaft Steinthal für 47,000 Gulden an den Fürsten von Veldenz über, nach deren Aussterben der König von Frankreich 1723 den damaligen Intendanten des Elsaßes mit diesem Lehnsgute beschenkte. Nachdem dasselbe in der Folge noch mehrmals seinen Besitzer gewechselt hatte, wurde es von dem Baron von Dietrich angekauft, der es bis zur Revolutionszeit besaß.

Es ist bekannt, daß diese ganze Gegend des Steinthals, deren Bewohner seit Jahrhunderten in einem Elend hinlebten, das in der einstigen Leibeigenschaft wurzelte, durch die unermüdliche Fürsorge eines einzelnen Mannes in einen wohlhabenden und glücklichen Landstrich verwandelt wurde. Wer hat sich je ein schöneres Denkmal gesetzt, als dieser fromme und werkthätige Oberlin, dessen Name noch jetzt in diesen Thälern mit dankbarer Verehrung genannt wird.

Wer Genaueres über das Wirken dieses Mannes in seinen zahlreichen Biographieen gelesen hat, dem wird die Ueberzeugung gekommen sein, daß es nichts Schöneres und Größeres gibt, als ein Menschenfreund in des Wortes wahrer Bedeutung zu sein; wer diese Thäler und Höhen durchwandert hat, die er aus einer Wüste in eine Stätte zufriedenen Glückes verwandelt hat, wird von dem Gefühl durchdrungen sein, daß dieser Boden, den einst ein so guter Mensch betrat, geweiht ist für alle Zeiten.

Schlettstadt.

Die Sage schreibt die Gründung Schlettstadts einem Riesen Namens Sletton zu. Von den Höhen des Wasgaus holte dieser die Felsenstücke herbei und thürmte sie hier im Flachland zu seinem Burgsitze auf. Unter dem Vestibul des Schlettstadter Hospitals wird noch jetzt ein Riesenknochen aufbewahrt, in welchem der Volksglaube eine Reliquie des Gründers der Stadt sieht.

Es mag vielleicht einen poetischen Reiz haben, sich den Grundstein der Illstadt von einem Vetter jenes Burgfräuleins von Rideck gelegt zu denken, das den Bauer mit dem bespannten Pflug als Spielzeug in der Schürze nach Hause brachte. Aber die Wissenschaft mit ihrem trockenen Ernste ist der Poesie der Sage nicht günstig. Sie weist jenen Riesenknochen im Schlettstadter Hospital einem antediluvianischen Fischungeheuer zu und belehrt uns, daß der Name der Stadt höchst wahrscheinlich mit jenem Ladhof im Zusammenhang stehe, der noch jetzt als einer der ältesten Plätze der Stadt so benannt ist. Vielleicht hieß so die erste Ansiedlung allemannischer Eroberer am fruchtbaren Ufer des Ill. Eben diese Fruchtbarkeit der wiesengrünen Thalstrecke mochte andere Colonisten herbeiziehen, die sich mit den Nachkommen jener ersten Besitzer vermischten und aus dem Ladhof wurde Ladstadt.

Der Name Ladstadt aber konnte unschwer durch eine jener willkürlichen Transformationen, die wir bei Städtenamen so häufig treffen, in Selatstadt übergehen. Unter diesem Namen finden wir Schlettstadt zuerst erwähnt in einer Urkunde aus dem Jahre 728. Sie ist ausgestellt von dem Herzog des Elsaß, Eberhard, dem Enkel des Herzogs Attich und betrifft die Gründung der Abtei Murrbach, der Herrenrechte über mehrere Ortschaften verliehen werden, unter denen auch Selatstadt genannt wird. Nach mancherlei Metamorphosen geht der Name der Stadt endlich in Schlettstadt über.

Auch hier beginnt die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens mit der Emancipation von der geistlichen Gewalt. Die letztere wurde von dem Benediktinerkloster ausgeübt. Der Prior desselben erhob die Zölle und wählte den Magistrat. Die Zeit der Hohenstaufen, die fast gleichzeitig allen größeren Städten die Reichsunmittelbarkeit erwarb, machte auch Schlettstadt zur kaiserlichen Stadt. Aber die freie Stellung derselben war nur eine scheinbare, so lange sie im Abhängigkeitsverhältniß zu dem Benediktinerkloster blieb. Friedrich II. nöthigte daher zur Ehre des königlichen Ansehens den Prior desselben, ihm die Hälfte seiner Rechte abzutreten, so daß der Kaiser den halben Zoll zu erheben hatte und die Wahl der Bürgermeister zwischen Kaiser und Prior jährlich wechseln sollte. Rudolph von Habsburg änderte dann später dieß Verhältniß dahin ab, daß die Wahl des Magistrats nur dem Kaiser zustehen sollte, während dem Kloster der ganze Ertrag des Zolls verfallen sollte. Erst von dieser Zeit an war Schlettstadt eine vollständig reichsfreie Stadt; eine öffentliche Inschrift, die ihre Dankbarkeit stiftete, sollte den späteren Geschlechtern die Wohlthaten in die Erinnerung zurückrufen, die man den beiden Kaisern Friedrich von

Staufen und Rudolph von Habsburg zu verdanken hatte. Aber auch nachfolgenden Kaisern hatte die Stadt dankbar zu sein, vor allem Adolph von Nassau, der durch eine von Hagenau datirte Urkunde vom Jahr 1292 die Gesetzgebung und Verwaltung der Stadt regelte.

Als kaiserliche Stadt gehörte Schlettstadt zu dem Bunde der zehn elsäßischen Städte und zur Präfektur von Hagenau. Aber schon vorher hatte sie in bedenklichen Zeiten an Nachbarstädte sich angeschlossen. So wurde zwischen den Städten Breisach, Münster, Kaisersberg und Schlettstadt ein Bündniß abgeschlossen, als nach dem Tode Rudolphs von Habsburg die eine Zeit lang schwankende Kaiserwahl das Elsaß in zwei Lager theilte. Die verbündeten Städte standen auf Seiten Adolphs von Nassau und dieser hielt, nachdem er über Albrecht von Oesterreich in der Wahl gesiegt, im September 1293 seinen Einzug in Schlettstadt, um von hier aus seine Gegner, unter denen die Herren von Rappoltsweiler und der Bischof von Straßburg die mächtigsten waren, zu unterwerfen.

Blutigere Gräuel brachte der gesegneten Landschaft an dem Ill der Wahlkrieg zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer. Die Reichsstädte standen auf der Seite des letzteren und verwüsteten die Besitzungen des Bischofs von Straßburg, der es mit dem Hause Oesterreich hielt. Leopold von Oesterreich und der Bischof von Basel zogen dem Bedrängten zu Hülfe, der bald Gelegenheit hatte, mit Verwüstungen des feindlichen Landes Rache zu üben. Der geistliche Herr wüthete dabei so schrecklich, daß seine Freunde zuletzt Einsprache erhoben. Die Herzöge von Oesterreich geboten jetzt selbst seinem mordbrennerischen Thun Einhalt. Der Streit zwischen den beiden Kaisern war ja beigelegt; aber da auf dem Haupte des bayerischen Ludwig immer noch der päpstliche Bannfluch

lastete, dauerte auch im Elsaß der Kampf zwischen der Städtemacht, welche der Sache des Kaisers treu anhing, und der geistlichen Macht, die den Gebannten nicht anerkennen wollte, noch Jahre lang fort.

Kaum hatten sich die Schrecken dieses Krieges etwas ausgetobt, als sich ein neues Ungewitter, freilich nur über den Häuptern eines Theiles der Bevölkerung, entlud. Es begannen die schrecklichen Judenverfolgungen. Im Jahr 1338 stand als Anstifter derselben ein Schenkenwirth, Namens Armleder auf, der sich für einen Propheten ausgab, gesandt, die unheiligen Schaaren der Juden zu vertilgen. Er sei gekommen, die Söhne Gottes zu rächen; es gäbe kein anderes Heil, als in dem Morde der ungläubigen Juden. In einer Zeit, in welcher der Bauer durch die andauernden Fehden der Kaiserlichen und Päpstlichen sein letztes Besitzthum verlor, während die Juden, die beiden Theilen zu dienen verstanden, sich bereicherten, fand er bald Anhang genug. Der Volkshaufe, der anfangs dem Aufreizer folgte, wuchs bald zu einer Armee an. Bewaffnet mit Aexten, Sensen und Hacken durchzog diese tob- und mordsüchtige Masse das Land, einem Kreuze folgend, das wie zu einem heiligen Kreuzzuge vorangetragen wurde. Es dauerte nicht lange, so floß das Blut der unschuldig Gemordeten in Strömen; auf allen Straßen sah man flüchtige Judenfamilien, mit ihrer werthvollsten Habe beladen und hinter die Thore der Städte sich flüchtend. Aber auch dort fanden sie nicht immer Schutz. Zu Ruffach und Ensisheim fielen 1500 unter dem Eisen ihrer Verfolger. Colmar öffnete ihnen seine Thore. Armleder erschien auch dort, verlangte vom Rathe der Stadt die Auslieferung der Verfolgten und lagerte sich, als ihm das verweigert wurde, mit seinem Haufen vor den Wällen der Stadt, wie zu einer Belagerung. Die Ankunft des Kaisers

Ludwig, der damals Colmar besuchte, veranlaßte ihn, sich zurückzuziehen. Er zog mit seinen Schaaren über das Gebirg, Lothringen zu. Aber sobald der Kaiser den Rhein überschritten hatte, erschien er wieder im Elsaß, erbarmungsloser als je gegen seine Opfer wüthend. Wiederum rüstete er sich zur Belagerung Colmars. Erst wiederholte Bündnisse der elsäßischen Fürsten und Städte, deren Gebiet von den erregten Bauernmassen hart mitgenommen wurde, waren im Stande, die Haufen Armleders zurückzudrängen. Nach und nach legte sich der Aufruhr, um dann noch einmal stärker als je hervorzubrechen.

Auch nach Schlettstadt hatten sich zahlreiche Schaaren der Verfolgten geflüchtet. Sie bevölkerten bald ein ganzes Stadtviertel und der Rath sah dem Anwachsen dieses Bevölkerungstheils keineswegs mit günstigen Augen zu. Er erwarb sich 1347 eine Urkunde von dem neugewählten Kaiser Karl IV., die ihn zur Vertreibung der Juden ermächtigte. Erst zwei Jahre darauf machte der Rath von diesem Rechte Gebrauch, als der schwarze Tod die allgemeine Judenverfolgung hervorrief. Damals versammelten sich Abgeordnete des elsäßischen Adels und der Städte zu Benfeld, um über Maßregeln gegen die Juden zu berathen, die bekanntlich die Volksstimme als Brunnenvergifter und Urheber der Pest bezeichnete. Die Vertreibung der Juden aus allen Städten und Ortschaften wurde beschlossen; nur die Abgeordneten der Stadt Straßburg erhoben Widerspruch gegen einen so grausamen Beschluß.

Und doch erschien derselbe dem erbitterten Volke als Ausfluß unverzeihlicher Schwäche. Nicht die Vertreibung der Juden genügte, ihr Blut wollte man, und bald floß es in vollen Strömen im ganzen Lande, von Basel bis Straßburg. Ja der Fanatismus der Erbitterung begnügte sich nicht damit, diejenigen niederzuschlagen, die man erreichen

konnte. Auch in der Ferne suchte man den Flüchtlingen Verderben zu bereiten; der Magistrat zu Schlettstadt schrieb an den Rath der Stadt Frankfurt und suchte diesen gegen die Juden aufzureizen.

(„Den wisen bescheiden dem Schultheiß, dem Meister und dem Rate von Frankenfurt, Entbieten wir der Meister und der Rat von Sletzstadt unsern Dienst zu allen Ziten bereit. Wissent waz hir nach stat geschriben von der vergifte wegen damitte die Juden umbegiengen dieweile sü lebtent, und ouch Cristanlüte sider har von jren wegen hant getan. Wie sü die Christenheit verderbtent, daz wir dez alles für wahrheit wissent und vernommen hant, daz sprechen wir bi unserm eyde ane geverde u. s. w.")

Im Jahr 1354 hatte Kaiser Karl IV. den Bund der zehn Städte im Elsaß bestätigt. („Hagnawe, Wißenburg, Colmar, Sletzstadt, Ehenheim, Rosheim, Mülnhusen, Keysersperg, Türenkein und Münster, daz zü sich zesamen verbinden meynet menglichem, doch usgenomme, uns, daz rich, unsere Landvogt, und andere unsern amptlüten, die wir hant ze Ziten.") Acht Jahre später erneuerten sie diesen Bund und schlossen mit dem Bischof von Straßburg und einem Theile der Ritterschaft ein Bündniß, um die Invasion der Engländer zurückzuschlagen. Mit derartigen Bündnissen erreichte man jedoch nie ein geschlossenes, gemeinschaftliches Vorgehen. Als die englischen Söldnerbanden einige Zeit darauf wirklich in den Elsaß einbrachen, kämpfte jedes der Bundesglieder auf eigene Faust. So wurde es diesen Räuberhorden möglich, Monate lang unter unerhörten Grausamkeiten sengend und mordend unter ihrem Erzpriester im Lande umherzuziehen, ohne daß ihnen jemand Widerstand zu leisten wagte. Erst als Karl IV., der um jene Zeit im Elsaß war, ein Reichsheer sammelte, verließen die wilden Raubhorden das verwüstete Land.

Dieselbe Zersplitterung der Kräfte, die vereinigt das Land vor so vielem Unglück hätten bewahren können, zeigte sich später bei den Einfällen der Armagnacs, die alle Schrecken des englischen Krieges erneuerten. Die zweite Invasion war es besonders, die für das Elsaß so verderblich wurde. Der heldenmüthige Widerstand der Schweizer bei St. Jacob (1444) nöthigte die Armagnacs zur Rückkehr und nun ergossen sich ihre Schaaren mordend und plündernd über die reiche elsäßische Ebene. Der Winter 1444 auf 45 sah überall das verzweifelte Ringen der Bevölkerung des unglücklichen Landes gegen ihre räuberischen Bedrücker. Schlettstadt nahm einen glücklichen Antheil an diesem Plänklerkriege. Die wackeren Bürger dieser Stadt waren es, die den wilden Horden des Dauphins von Frankreich, als sie sich endlich zum Rückzuge wandten, ein unerwünschtes Geleite gaben.

Es war am 20. März des Jahres 1445, einem Dienstage, daß die Armagnacs sich zum Abzug aus dem Elsaß rüsteten. In drei Haufen zogen sie aus ihren Winterquartieren, um sich dann zu vereinigen und durch die Leberau auf der alten Straße nach Nancy das Gebirge zu überschreiten. Die von Schlettstadt hatten Nachricht erhalten von ihrem Abzug und ihrer Marschrichtung und entschlossen sich, dem verhaßten Feind noch zu guter Letzt einen Streich zu spielen. Unter dem Oberbefehl eines Bürgers Konrad Lang zog ein Häuflein Gerüsteter von etlichen Hunderten aus und postirte sich, in Eilmärschen den Armagnacs vorauseilend, auf den Höhen, die das enge Thal des Leberbaches beherrschen. Aus der Umgegend hatten sie Verstärkung erhalten, rüstige Bergbewohner, die aller Wege kundig waren, so daß ihrer gegen 500 sein mochten. Hinter Tannen und Dickicht auf der Höhe verborgen, erwarteten sie den Feind.

Am Donnerstag vor Palmsonntag zeigten sich die ersten Abtheilungen der Armagnacs; man läßt sie ruhig vorüber ziehen. Gegen Mittag rückt die Reiterei durch das Thal, ihre besten Truppen, Geharnischte, deren Rüstung in der Sonne funkelt und die in sorgloser Ruhe langsam einherreiten. Da erhebt sich plötzlich hier und dort ein lauter Ruf, den das Echo der Berge wiedergibt: „Hie Schlettstadt, wit Strosburg!" In demselben Augenblick erzittern die Bergabhänge unter der Wucht der rollenden Steine und Felsstücke, die in die Tiefe gestürzt, Verderben in die Reihen der Söldnerbanden tragen. Verwirrt, bestürzt rennen diese durcheinander, greifen nach ihren Waffen und rüsten sich zum Widerstand gegen einen Feind, den sie nicht sehen. Vergeblich spornen die Reiter ihre Pferde an; Baumstämme, die den Felsstücken nachfolgen, verlegen ihnen den Weg. Sie müssen absteigen und ihre Pferde den Troßknechten übergeben. Jetzt stürzen die Elsäßer aus ihrem Versteck hervor und noch einmal wird der Ruf: „Hie Schlettstadt!" laut, während ein Hagel von Geschossen auf die Söldner fällt. Vergeblich setzen sich diese zur Wehr; bald stürzt sich Alles in wilde Flucht den lothringischen Bergen zu. Fahnen, Geschütze, Pferde, bleiben als reiche Beute für die Sieger zurück; mehr als 300 erschlagene Feinde bedecken den Hohlweg. Im Triumph kehren die Sieger nach Schlettstadt zurück und alles Volk geleitet sie nach dem Rathhaus, wo die reiche Beute unter sie vertheilt wird, während in der Vorhalle desselben die eroberten Geschütze und Fahnen als Erinnerung an den ruhmvollen Sieg aufbewahrt werden.

Die Zeiten Karls des Kühnen folgten und auf diese die Unruhen am Ende des 15. Jahrhunderts, die dem großen Bauernkrieg vorausgingen. Wie einst Armleder die Volksschaaren zum heiligen Kreuzzuge gegen die Juden

um sich gesammelt hatte, so stellte sich jetzt Johann Uhlmann, ein abgesetzter Bürgermeister von Schlettstadt, an die Spitze einer Volksbewegung, die sich gegen die geistlichen und weltlichen Bedrücker wandte. Jacob Hanzers von Blienschweiler und Nicolaus Ziegler von Stotzheim schlossen sich an Uhlmann an; unter der Führung dieser drei sammelte sich ein Häuflein Unzufriedener vom Lande und aus den Städten in einem entlegenen Thal zwischen Andlau und Blienschweiler. Dort in der Einsamkeit leisteten sie den Schwur, die Freiheit der Bauern, das Evangelium des Bundschuhs zu verfechten gegen Ritter und Pfaffen. Gerüstet und bewaffnet trat das Häuflein aus der Wildniß der Berge hervor und bald schwoll es zu einem gewaltigen Haufen an. Eine Fahne wird ihm vorangetragen, auf deren Spitze sich ein Schuh erhebt; das Bild derselben zeigt den gekreuzigten Christus; vor diesem Symbol der Erlösung kniet ein Bauer, aus dessen Mund die Worte gehen: „Nichts dann die Gerechtigkeit Gottes!"

Die Armen! Sie hatten die stolzen Sieger von Nancy durch ihr Land zurückkehren sehen. Sie wollten frei sein, wie die freien Bauern der Schweiz! Sie ahnten, daß es ein natürliches Recht der Gleichheit zwischen den Kindern Gottes gebe, und sie verlangten wenigstens den Schatten dieses Rechtes. Darum erhoben sie den Ruf: „Nichts dann die Gerechtigkeit Gottes!"

Es waren Tausende und aber Tausende, die diesem Rufe folgten und dem Zeichen des Bundschuhs sich anschlossen. Aber der verworrenen Bewegung fehlte jeder einheitliche Halt, fehlte ein energischer Führer. Uhlmann zeigte sich als ein Unfähiger, der die Geister nicht zu beherrschen wußte, die er entfesselt hatte. Und der Bischof von Straßburg, der Hauptfeind der Bauern, war zu ihrem Unglück ein rasch entschlossener Mann. Ihm lag Alles

daran, die Bewegung im Keim zu ersticken. Es gelang ihm gleich beim ersten Zusammentreffen. Die undisciplinirten Bauernhaufen stoben auseinander vor dem Angriff der Bischöflichen, ihre Führer fielen bald in die Hände ihrer grausamen Feinde. Uhlmann und Ziegler wurden geviertheilt. Beide sollen noch vor ihrem Tode geäußert haben: der Bundschuh müsse über lang oder kurz seinen Fortgang haben.

Er hatte seinen Fortgang, wenn auch keinen vom Glück gekrönten, wie ihn jene wohl geträumt hatten. Die Meuterei des Jahres 1493 war bekanntlich nur das Vorspiel der schauerlichen Tragödie von 1525. Die Bürger von Schlettstadt konnten damals von den Wällen ihrer Stadt aus der Entscheidung des blutigen Dramas zusehen. Bei Scherweiler unterlag der letzte Haufe der Aufständischen. Sie kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung, bis der letzte Mann gefallen war. Auch 5000 ihrer Feinde bedeckten die Wahlstatt. Ueber dem gemeinsamen Grab erhob sich später eine kleine Kapelle mit der Inschrift:

Ist es nicht ein sondere Klag,
Dreyzehn tausend in einem Grab.

Die Bauern hatten sich auf die Lehre Luthers, auf die neuerweckte Freiheit der Kinder Gottes gestützt. Auch in Schlettstadt hatte ihre Sache Anhänger gefunden und viele der ärmeren Bürger waren ihrem Haufen zugeströmt. Der Rath der Stadt, deren Thore mehrmals von dem Heere der Aufständischen bedroht wurden, bis sie vor denselben unterlagen, sah in der ganzen meuterischen Bewegung nur einen Ausfluß der neuen Lehre und war daher der Einführung derselben keineswegs günstig gesinnt. Paul Siedenstücker, Prediger an der Pfarrkirche, war ein eifriger Anhänger der lutherischen Kirchenverbesserung, aber seine

Bemühungen waren nur von geringem Erfolg begünstigt. Als vollends ein Küfer, Namens Martin Steinbach, eine schwärmerische Sekte begründete, erließ der Magistrat ein scharfes Edikt gegen die kirchlichen Neuerungen, und von da an verlor die Reformation in Schlettstadt allen Boden.

Es dauerte lange, bis die Religionskriege der nachfolgenden Zeit auch die Illstadt berührten. Jedoch sollten die Schrecken des dreißigjährigen Krieges auch ihr nicht erspart bleiben. 1629 erhielt Schlettstadt die erste kaiserliche Besatzung. Drei Jahre darauf lagerten sich die Schweden unter ihren Wällen. Die kleine kaiserliche Besatzung vertheidigte sich heldenmüthig; das Bombardement legte einen großen Theil der Stadt in Asche. Endlich wurde eine Capitulation unterzeichnet, die der Besatzung freien Abzug zugestand. Am 12. December 1632 hielten die Schweden ihren Einzug.

Die Stadt hatte viel zu leiden unter der schwedischen Occupation; aber alle diese Leiden waren nichts gegen die Drangsale, die mit der französischen Besitzergreifung über sie kamen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen übergaben die Schweden die eroberte Provinz dem verbündeten Frankreich, um ihre Streitkräfte auf dem rechten Rheinufer zu vereinigen. Die Franzosen kamen wie beutegierige Eroberer ins Land; die Chronik des Schlettstadter Bürgermeisters Frey berichtet uns getreulich die Gewaltthaten, die sie auch in dieser Stadt verübten.

Der Graf von Hoquincourt, der Commandant der französischen Besatzungstruppen, hatte alsbald nach seinem Einzuge in die Stadt große Requisitionen ausgeschrieben. Die erschöpfte Bürgerschaft vermochte diese nicht schnell genug aufzutreiben. Diese Verzögerung, die man bösem Willen, statt der Noth zuschrieb, veranlaßte den französischen General zu einem Schritt von empörender Grausamkeit.

Zunächst ließ er alle kräftigen Einwohner, verheirathete und unverheirathete, auf einem öffentlichen Platze zusammentreten. Mehr als vierhundert leisteten dem Rufe Folge. Kaum waren sie versammelt, als der Commandant sie durch seine Truppen aus ihrer Vaterstadt hinaustreiben ließ. Vergeblich bitten die Unglücklichen wie um eine Gnade, noch von Eltern oder Weib und Kind Abschied nehmen zu dürfen. Man droht, Feuer auf sie zu geben und stößt sie vorwärts, zum Thore hinaus, dem Hunger und dem Elend entgegen, dem bald ein großer Theil der armen Verbannten unterliegt.

Aber diese Grausamkeit genügt nicht einmal der französischen Wuth. Man übergibt die Stadt der Plünderung; vom Fruchtboden bis zum Keller hinab wird alles durchstöbert; nur ein Drittel dessen, was man vorfindet, läßt man zurück, das Uebrige nehmen die Militärmagazine auf. Der 26. December 1635, der Tag dieser Schandthaten, blieb den Bürgern von Schlettstadt noch lange im Gedächtniß. Von diesem Tage an hatte die Stadt außerdem 100 Louisd'or monatlich zu zahlen und jedem Soldaten täglich eine Maas Wein zu liefern. Diese Last lag auf ihr bis zum westphälischen Frieden.

Dieser Friedensschluß machte das Elsaß zur französischen Provinz. Die Städte der Hagenauer Präfektur behielten jedoch ihre reichsunmittelbare Stellung und in Folge dessen zog die französische Besatzung am 12. October 1649 aus Schlettstadt ab.

Das Jahrhunderte alte Band mit dem Reich war fast ganz gelöst, aber die Städte des Elsaß bewahrten ihre Sympathieen für das alte Vaterland. Am 18. Juli 1658 bestieg Leopold von Oesterreich den Kaiserthron. Man knüpfte neue Hoffnungen an diesen Wechsel, und die Nachricht von der Thronbesteigung Leopolds erregte auch in

Schlettstadt enthusiastischen Jubel. Am 4. August wurde ein besonderes Fest zur Feier dieses Ereignisses veranstaltet. In der Frühe des Morgens ertönten die Kanonen von den Wällen. Das Volk strömte zu der Hauptkirche, wo ein Tedeum gesungen wurde. Im Rathhaus fand ein großes Bankett statt, bei dem die Gesundheit des neuen Kaisers ausgebracht wurde. Alle Häuser schmücken sich mit Guirlanden; die Stadt ist am Abend festlich erleuchtet. In den Straßen wogt die Bevölkerung auf und ab und überall wird der Ruf laut: Vivat Leopoldus! Es lebe der Kaiser!

Sechs Tage noch dauern die Festlichkeiten! Der Magistrat hält Revue ab über die Stadtmiliz und mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! — geht sie auseinander.

Wer es gewagt hätte, in diesen festlichen Jubel ein Wort von der Zugehörigkeit zu Frankreich hineinzureden!

Und doch mußte man im Stillen sich eingestehen, daß man geschieden war von dem Reiche, an dem man noch mit rührender Anhänglichkeit festhielt, und daß wenig Hoffnung vorhanden war, daß die alte Ordnung der Dinge wieder Geltung erlangen würde. Als 1661 Graf Mazarin als Landvogt der Hagenauer Präfektur eingesetzt wurde, hatten die zehn Städte dem König von Frankreich den Eid der Treue zu schwören, und der Friede von Nymwegen zerstörte endlich die letzten Hoffnungen der Treugebliebenen. — —

Im Zeitalter der Renaissance und der Reformation, an dessen Culturarbeit Straßburg so bedeutenden Antheil nahm, hat auch Schlettstadt sich hervorragende Verdienste erworben. Ja die kleine Stadt an der Ill erscheint als der Ausgangspunkt culturfördernder Bestrebungen, die nachher in der Hauptstadt des Elsaß eine günstigere Stätte des Wachsens und Gedeihens fanden.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst mußte bekanntlich dem Wiedererwachen der Wissenschaften und der Erneuerung des religiösen Lebens ebenso naturgemäß vorausgehn, wie die Erfindung des Compasses den überseeischen Entdeckungen. Sie bereitete den Boden vor, auf den der göttliche Samen fallen sollte. Mit der Entstehungsgeschichte dieser Kunst ist der Name eines Schlettstadter Kindes in jener geheimnißvollen Weise verknüpft, die überhaupt die Anfänge derselben kennzeichnet. Johann Mentel oder Mentelin stammte aus einer angesehenen Schlettstadter Familie und ließ sich schon in früher Jugend in Straßburg nieder. Er beschäftigte sich mit Graviren in Metall und Copiren von Büchern und hatte seine Werkstätte im sogenannten Thiergarten in der Nähe des Münsters. Mit Gutenberg stand er während dessen Aufenthalt in Straßburg auf jeden Fall in Verbindung. Welcher Art jedoch diese Verbindung war, ob Beide wirklich gemeinschaftlich schöpferisch thätig waren, ob einer dem anderen seine Erfindung mittheilte, und welcher von beiden später von der Mittheilung des Andern Gebrauch machte, vielleicht dessen Vertrauen mißbrauchte, — darüber schwebt ein geheimnißvolles Dunkel. Das Letztere ist indeß eher anzunehmen, als eine gemeinsame Arbeit der Erfindung; denn es liegt im Wesen der Erfindung, besonders eben dieser Kunst, daß die plötzliche Eingebung des Genius die erzeugende Kraft ist. Wollte man einem alten Manuscript Glauben schenken, das auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrt wurde und dessen Zeugniß Schilter in den Anmerkungen zur Chronik von Königshofen mittheilt, so war Mentelin das schöpferische Genie. Dort heißt es:

„Anno 1440, als zum dritten Mahl von der Küferzunft zum Ammeister erwählet worden, Herr Niklaus Schanlitt und Stättmeister gewesen sind Walther Spiegel

Burhart von Müllenheim, Cuno zum Treubel, Hans Balthasar von Endingen, ut die herrliche und sehr nützliche Kunst der Buchdruckerey erstlichen offenbahrt, und zwar alhin zu Strasburg an Tag gebracht, und erfunden worden, durch Johann Mentelin, welcher am Fronhoff zum Thiergarten wohnte, er hatte einen Diener mit Nahmens Hans Genßfleisch, von Mentz bürtig, diesem vertraute er seine neue Invention, weil er ihn sehr anschlägig und scharfsinnig befand, verhoffend durch ihn noch weiters zu kommen: er wurde aber von ihme schändlich betrogen, dann dieser jetzgemelde Gentzfleisch mit Johann Gutenberg Kundschaft machte, so ein ansehnlicher Mann war, und auch etwas Wissenschafft um des Mentelins Kunst hatte, dem offenbahrte er alle Heimlichkeit, und weil sie in Hoffnung stunden, mit dieser Kunst groß Geld und Gut zu erwerben, und aber alhin in Strasburg vor dem Mentelin die Sach nicht wohl würden können ins Werk richten, flugen sie an, sich von denen gen Mentz zu begeben, alsdann auch geschehen 2c. 2c.

Aber Gott, der keine Untreue ungestraft läst hingehen, strieff endlich den Gentzfleisch also, das er seines Gesichts beraubt und blind wurde."

Der Name Gensfleisch, den Gutenberg selbst führte, weist allerdings auf einen Irrthum des Chronisten hin, der jedoch das Gewicht dieses Zeugnisses nicht völlig umstößt. Auch ist es sicher, daß Mentelin von vielen seiner Zeitgenossen als Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen wurde, während andere ihm und Gutenberg die gleichzeitige Erfindung zusprachen.

Die Schicksale der beiden Erfinder, deren Lebensweg eine Zeitlang zusammenlief, zeigen später ein sehr verschiedenartiges Bild: während Gutenberg mit der Noth zu kämpfen und Verkennung zu ertragen hatte, gelangte

Mentelin in Straßburg zu Reichthum und Ansehen, Friedrich III. erhob ihn 1466 in den Adelsstand, und als er zwölf Jahre später starb, gab die halbe Bürgerschaft seiner Leiche das Trauergeleite nach dem Münster, wo sie beigesetzt wurde. Auf seinen Grabstein wurde eine Druckerpresse gehauen, während die Presse, die er gebrauchte, im Staatsschatz aufbewahrt wurde. Jetzt ist Mentelins Name fast verschollen, während in Mainz wie in Straßburg eherne Standbilder Gutenbergs Ruhm verkünden.

Will man von diesen Schicksalen einen Rückschluß machen, so wird derselbe allerdings für Gutenberg sprechen, der das Loos aller großen Erfinder getheilt — Verkennung im Leben und Ruhm nach dem Tode.

Hatte Mentelin sein Loos, das entgegengesetzter Art war, geahnt? Die Grabschrift, die er sich selber setzte, spricht fast dafür:

Ich Johann Mäntelin lieg endlich da begraben,
Der ich, durch Gottes Gnad, am ersten hab Buſtaben
Zu schönem Schriften Druck in Straßburg hier erdacht
und solche schöne Kunst dadurch zu Weg gebracht
Das ein Mann einen Tag jezund so viel kann schreiben,
Als sonst ein ganzes Jahr: und diese Kunst wird bleiben
Bis an das End der Welt. Nun wär es die Gebühr,
Das Gott wird Dank gesagt und ohne Ruhm auch mir.
Allein ich halt darvor, es werde schlecht geschehen
und darum hat mir Gott ein Denkmal selbst ersehen
Daß ohngefehr zu Lohn für meine Druckerey,
Mir dieser Münsterbau ein Mauſoleum sey.

Wenn die Nachwelt sich auch zu Gunsten Gutenbergs ausgesprochen hat und das Haupt desselben ein Schimmer umgibt, der nie erbleichen wird, — sicher ist auch, daß Mentelin ein Mann von hohem Verdienst war und auf die Entwicklung der neuen Kunst fördernden Einfluß übte.

Er ist nicht der einzige Mann, auf den stolz zu sein seine Vaterstadt ein Recht hatte. Denn die Wirksamkeit Mentelins fällt in die Zeit der Anfänge jener berühmten Gelehrtenschule zu Schlettstadt, von der Erasmus sagte, sie zähle so viel geistige Heroen, daß der Bauch des trojanischen Pferdes für so viel Kämpfer nicht ausgereicht hätte. „Doctrinae proceres tot habes, quod proditor ille — vix belli proceres occuluisset equus.“ Dringenberg, der Freund Rudolph Agricolas, hatte um 1450 die Schule zu Schlettstadt gestiftet, Craton Hoffmann von Uttenheim war sein Nachfolger, und ihm folgte der bekannte Hieronymus Gebweiler in der Leitung der Schule nach. Der Letztere schrieb über den Zustand derselben:

„Also hat die Stadt in acht und sechzig Jahren nicht mehr als drei Schulmeister gehabt, unter denen mancher seine Fundamenta grammatica gelernt und genommen hat, viele Teutsche Grafen und Freyherrn, Ritter, Edel und unedel, auch andere Fromme leut Kinder, und sonsten in der Schule 250: Also daß es eine sondere Zier der Stadt war, wann man am Son- und feiertag mit den Schülern zu Chor sang; darzu verzehrten die jungen Knaben nicht ein klein Geld in der Stadt, so dem gemeinen Mann um die Herbergung und in andern sehr nutzig gewesen, do etwann mehr als 200 Fremde.“

Ihre höchste Blüthe erreichte die Schule unter der Leitung des Schlettstadter Johannes Sapidus (Witz). Zu seiner Zeit versammelte die Schlettstadter Schule jenen Bund erleuchteter Geister, den Erasmus bewunderte; einige waren als Lehrer thätig, andere, meist aus der Stadt gebürtig, lebten privatim der Wissenschaft. Die Theologie war besonders durch jenen Paul Siedenstücker vertreten, der die Reformation in Schlettstadt einzuführen suchte; die Philosophie neben vielen Anderen auch durch jenen

Jacob Spiegel, der drei Kaisern als Sekretär diente; die Poesie durch Sapidus und Beatus Arnoaldus; die Zierden dieses wissenschaftlichen Kreises waren Beatus Rhenanus und Wimpheling. Der Erstere, 1485 in Schlettstadt geboren, wurde von seinen Zeitgenossen princeps literarum genannt und von Karl V. in den Adelstand erhoben. Jacob Wimpheling war 1449 in Schlettstadt geboren und starb dort, 78 Jahre alt, 1528. Er war es, auf dessen Anregung in Straßburg die Pflege der humanistischen Studien und die Gründung einer Gelehrtenschule in Angriff genommen wurde. In seiner „Germania ad rempublicam Argentinensem" suchte er den Beweis zu führen, daß die Bevölkerung des Elsaß urgermanisch sei und nichts mit den Galliern gemein habe. Der bissige Thomas Murner, der Verfechter des Romanismus, griff ihn deßwegen heftig an. Wimpheling, sonst so sanften Charakters, erwiederte ihm ebenso heftig; „„der bettelhafte Schwätzer" möge sich immerhin rühmen von den Galliern abzustammen; er sei stolz darauf, die Deutschen als Ahnen zu haben." Bei seinen Zeitgenossen stand er in hohem Ansehen, so daß einer derselben, Thomas Wolf, bewundernd ausrief: „Ihr Götter, was gibt es Besseres, was Heiligeres, was des Lobes Würdigeres, als Wimpheling."

Die Reformation wurde, wie wir gesehen haben, in Schlettstadt frühe unterdrückt. Und doch ging aus dieser Stadt einer der größten reformatorischen Geister jener Epoche hervor, Martin Bucer. 1491 in Schlettstadt geboren, trat er später in Straßburg in den Dominikanerorden, aus Gründen, die er selbst folgendermaßen angibt: „zum ersten, daß ich zur leer sunst von den meinen keiner Hülf dörft warten; zum andern, daß ich ja glaubet, so ich im Orden blibe ich möchte nit verdampt werden; zum dritten daß ich Schand und meiner verwandten Ungunst

Förchtet. Und ist also gewißlich an mir wor worden das gemein Sprichwort: die Verzweiflung macht ein Münch."

In Heidelberg, wohin sein Kloster ihn zu seiner Ausbildung schickte, machte Bucer die Bekanntschaft Luthers. Später hielt er sich bei Franz von Sickingen auf, und war dann zuerst in Weißenburg für die neue Lehre thätig. Straßburg wurde jedoch erst der eigentliche Schauplatz seines reformatorischen Eifers. Auch in Ulm führte er mit Oecolampadius die Reformation ein. Er endigte bekanntlich sein thätiges Leben im Dienste des Protestantismus auf englischem Boden.

So kurz wir uns fassen mußten, — wir sehen, es sind stolze Namen, welche die kleine Illstadt in jenem großartigen Zeitalter aufzuweisen hat.

Straßburg.

„Und so sah ich denn von der Plattform [des Münsters] die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte; die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt, ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller (Ill) bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwachs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine so große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils wild bewachsenen Bergen begrenzt, so wird man

das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen solchen Wohnsitz bestimmt hatte."

Aus dieser Stelle von „Wahrheit und Dichtung," in der die Erinnerung des Greises an die schöne Stätte glücklich verlebter Jugendjahre niedergelegt ist, spricht etwas von der Vorliebe der Alten für flache, wohlbebaute und mit Fruchtbarkeit gesegnete Landstriche. Galt doch auch den Römern das flache, von Segen strotzende Campanien als die schönste Landschaft, während die Schweiz ihnen ein unfruchtbares, wildes Land war, für dessen Schönheiten sie keinen empfänglichen Sinn besaßen. Wir ganz Modernen, deren Liebe zur Natur nicht mehr dem naiven Umgang mit ihr, sondern sentimentaler Betrachtung entspringt, fliehen gern auch aus dem reichsten Gartengefilde in die wilde Romantik urwüchsiger Berggegenden. Und doch gestehe ich, daß auch mir gerade in der Nähe Straßburgs die Erkenntniß kam, wie auch das Flachland reiche Naturschönheit aufzuweisen vermag.

Ein schmales Thal, von waldigen Hügeln begrenzt, von einem Bache durchflossen, wird unsere Sinne lieblicher und anmuthiger berühren. Hier tritt uns der Eindruck einer ins Weite ausgedehnten Thalgegend mit überwältigender Großartigkeit entgegen. Dort der ferne blaue Strich der Vogesen, hier näher gerückt die Wellenlinien der dunklen Schwarzwaldberge schließen den Horizont ab. Wie ein Garten dehnt sich zwischen ihnen die weite Thalflur des alten „hanauer Ländchens" dort drüben und der Ackerfluren des Elsaßes hier hüben aus, durchströmt von dem schönsten Flusse der Erde. Stolze Pappelalleen durchziehen die Fläche, hier und da ragt der Kirchthurm eines Dorfes empor. Und nun denke man sich auf dieser Gartenflur den Zauber eines Frühlingsmorgens: die über den

Wall der Berge steigende Sonne, die zurückweichenden Nebel, die nur über dem Flusse wie ein weißer Streifen haften, die jubelnde Schaar der Lerchen, die hier und dort aus den Feldern aufsteigen. Kann eine so reiche im Morgenlicht glänzende Flur den Dichter nicht ebenso begeistern, wie ein Maimorgen im Gebirgsthal? Und hat sie nicht unsere größten Dichter begeistert? Noch ragte der Münster dort nicht in die sonnige Höhe empor, aber der schöne Strom floß, wie heute, zwischen reichen Ufern dahin, als gar oft durch das Thor der Stadt ein hochbegnadeter Dichter, Meister Gotfried von Straßburg schritt, um hier auf freiem Felde die Wonne des Frühlings einzuathmen.

Die kleinen waltvogelîn,
die des ôren fröude sulen sîn,
bluomen, gras, loup unde bluot,
und swaz dem ougen sanfte tuot,
und edele herze erfröuwen sol,
des was diu sumer ouwe vol:
man vant dâ, swaz man wolte,
daz der meie bringen solte:
den schate bî der sunnen
die linden bî dem brunnen.

Und Jahrhunderte lang war der Strom dort vorüber gerauscht und Jahrhunderte lang ragte der Münster in die Höhe, da sahen diese Felder wieder einen deutschen Meister des Sanges, den größten von allen. Er ging nicht ehrbar und ruhig genießend einher, wie Meister Gotfried, der Stadtschreiber, der trotzdem eine ihm so verwandte Dichternatur war; er stürmte auf schnellem Rosse dahin, seinem Liebchen dort im Pfarrhause zu.

„Wie schlug mein Herz! Geschwind zu Pferde!"

Und während er dahin jagt, quillen die reichsten Frühlingsreime aus seinem liebebewegten Herzen:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch!

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust!
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe
So golden schön!
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt!

Die reiche Ebene, die der Dichterjüngling in Liebessehnsucht durchsprengte, beginnt gerade von der Dorfflur an, die das Ziel seiner Ausflüge war. Sesenheim liegt fast am Saume des großen Hagenauer Waldes, der hier nach Fort Louis zu dem Landmann nur einen schmalen Streifen des Rheinthals übrig läßt, während südlich von ihm die offene Thalfläche sich erweitert, auf der sich nun unzählige Dörfer und Dörfchen lagern, deren Namen fast alle die Endsilbe „heim" tragen. Was Wunder, daß der Deutsche sich hier heimischer fühlt, als der Franzose, der diese Endsilbe kaum auszusprechen vermag. Unter allen

diesen „Heims" gilt jedoch keins dem Deutschen heimischer und traulicher, als das kleine Sesenheim, das die Jugendliebe des großen Dichters für alle Zeiten unsterblich gemacht hat.

Wer nicht Gelegenheit und Zeit hat, von Bischweiler aus eine Wallfahrt nach Sesenheim zu machen, wie weiland Professor Näcke, der sie uns so wunderlich seltsam beschrieben hat, den umschwebt doch hier, wo er dem berühmten Dörfchen so nahe ist, die Gestalt der lieblichen Friederike . . .

Horch! Sind das nicht des Kirchleins Glockentöne?
Die Laube rauscht! Und sieh, dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Erröthend neigst du zwischen Ernst und Scherzen
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in deinem Reiche.

Genügsam thront er noch in deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche
In spät'ren Zeiten eine Welt umfaßte.

So singt Friedrich Otte, ein elsäßischer Dichter, in einem der schönsten Sonette, welche Berühmtheiten des Elsaß feiern. Das „ewig Weibliche, das ewig Schöne," das uns hinanzieht, ist ihm in Friederikens lieblicher Gestalt, wie sie durch die Liebe des großen Dichters verklärt ist, verkörpert. Und diese Gestalten verlassen uns nicht, während die Bahn uns Straßburg zuführt, — der Dichter auf schnellem Rosse dort am Ufer des Rheins hinstürmend, seine Geliebte in ihrem Wäldchen von ihm träumend und ihn erwartend!

Schneller, als damals den ungeduldigen Dichter sein Pferd, trägt uns die Bahn durch die weite Ebene, bald taucht der Münster, heiter und stolz emporragend, vor unseren Augen empor, immer deutlicher sehen wir seine Umrisse, bis wir endlich in den Bahnhof der siebenthorigen Stadt einfahren.

Und wer würde nicht, sobald er nur flüchtig die Straßen durchstreift hat, in denen ein so wunderliches Gemisch alter und neuer Zeit, deutschen und wälschen Elements ihm entgegentritt, — wer würde nicht auch, wie der große Dichter, sobald als möglich hinaufeilen auf die Plattform des Münsters, um den entzückten Blick in der Nähe und Ferne, auf Stadt und Flur, auf Strom und Gebirge weilen zu lassen!

Wo findet sich eine Aussicht, die sich mit dieser vergleichen ließe? — Tief unten zu Füßen des Riesendoms das Gewühl der Straßen, das geschäftige Treiben des Tages, dicht aneinandergedrängt die alten Häuser mit Erkergiebeln und stattliche moderne Paläste. Gern schweift der Blick über dieß Gewühl zur Ferne hin, über deren in Duft gehüllte Fluren und Berge der Friede sich gelagert hat, der hier unten im Gewühl der Straßen keine Stätte findet. Ueber dem üppigen Grün der Inseln schimmern die Fluthen des Rheins; Feld an Feld schließt sich, ein segensreiches Gewebe der gütigsten Natur, hier und dort ein Städtchen oder ein Dorf, eine Häusergruppe um die Kirche, und diese ganze Gartenflur links und rechts umsäumt von bläulich verschwommenem Gebirgsrücken . . . Ist es ein Wunder, daß dieser Blick, der über den Rhein hinüber nach Deutschland schaut, der Leier elsäßischer Dichter gar oft die schönsten Lieder entlockt hat, in deren melodischem Klange die alte Liebe zum alten Vaterlande wehmüthig durchzittert . . .

Ich steh' so gern auf deinen Zinnen
Du Tempelhaus! Du Heimathhaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt mit seinen Wundersagen
Der alte thatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hochauf im goldnen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid —
— — — — — — — — — —

So singt August Stöber, der den Münster seiner Vaterstadt mit dem Freiburger Dom dort drüben ein Zwiegespräch halten läßt . . .

Inzwischen rauscht der alte Rhein,
Der spricht: ihr müsset Brüder sein!

Ihr Menschen zwischen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Und derselbe Gedanke drängt sich dem wackeren Straßburger Drechslermeister und Meistersänger Daniel Hirtz auf, der in der Morgenfrühe eines Sonntags hoch oben in der Münsterkrone seinen Sang erhebt:

Nun steht schon manch Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut kühn und stolz hinaus.

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwald dunklen Kranz,
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz!

Nicht Grenzen sollten scheiden
Das biedre Volk, dieß Land;
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band.

Verwächst zu einem Stamme
Dieß Volk einst und dieß Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal.

Von der bläulich abduftenden Ferne wandert der Blick immer wieder zurück zu dem Häusermeer zu unsern Füßen. Du alte „wunderschöne Stadt," wie das Volkslied mit Recht dich nennt, du heilige Stadt, bei deren Namen jedem Deutschen das Herz höher schlägt, du „Burg an der Straße" des falschen Frankreich, in der Erwin das steinerne Wunder „nach ewigen Maßen" gefügt hat, — was für Wandlungen der Zeit sind über dich ergangen von jener grauen Vorzeit, da hier zuerst Fischer an dem Ill ihre Hütten sich bauten und der Landmann noch durch das reiche Feld seine Furchen zog! Wie mancher Stein, der unter deinen Grundmauern ruht, könnte uns erzählen von den wilden Kämpfen zwischen römischer Tapferkeit und germanischem Ungestüm, von Kämpfen, deren Schwerterschall die Stille des Druidenhaines durchtönte, deren Blut die Wasser des goldführenden Rheins färbte. Wie manche deiner alten Kirchen — und der stolze Münster selbst — erzählt uns von der Zeit, da der gewaltthätige Frankenkönig, dem der Christengott den Sieg verliehen, den Alemannen das Land entriß und der Sieger Burgen und Klöster baute. Und jene alten Erker und Giebel in den engen Gassen und Gäßchen — wie lebhaft vergegenwärtigen sie uns die ruhmvollen Tage der freien deutschen Reichsstadt, da die ehrwürdige Pfalz noch dort auf dem Gutenbergplatze stand.

Und dann gedenken wir mit Trauer des Tages, da die arglose Stadt überfallen wird von fränkischen Räuberhorden, da die Heere Louvois' sie umschließen und sie verrathen und verlassen dem Räuber die Thore öffnen muß. Wie mancher der Väter der Stadt, an deren Entschluß das Schicksal der Stadt hing, mag damals von dieser Zinne über den Rhein hinüber ausgeschaut haben, ob denn nirgends am Horizont das Fähnlein eines kaiserlichen Regimentes zu sehen sei!

Ein Jahrhundert und ein Jahrzehnt später, da lebt ein andersdenkendes Geschlecht in diesen Häusern, durchwogt im Freiheitsrausche die Straßen. Sie stürmen hinan zu den Bureaus, um sich als Freiwillige einzureihen in die Heere der Republik, die gegen deutsche Tyrannen kämpfen sollen, sie schwingen die Trikolore, sie singen die Marseillaise und dort auf dem Kleberplatze, dem place d'armes, arbeitet — die Guillotine!

Und wieder ein Jahrhundert, da umschließen von Neuem feindliche Heere die geängstigte Stadt. Es sind die Heere Deutschlands, die das verlorene Kind wiedergewinnen sollen, die Tod und Verderben in die Stadt schicken müssen, der sie Erlösung bringen sollen! —

Es ist die moderne, die halb deutsche, halb wälsche Stadt, die dort unten liegt. Aber aus ihren Straßen steigt uns das Bild der alten Stadt empor, der deutschen Stadt, die jetzt unter Schmerzen der Wiedergeburt ihre Erstehung feiert.

1. Das alte Straßburg.

„In disem fünften capitel," erzählt der Straßburger Chronist, der seine Aufzeichnungen gewissenhaft mit der Geschichte der Welt begonnen, um dann durch das Reich Israel und die vier Weltreiche auf das deutsche Reich und das Elsaß zu sprechen zu kommen, — „in disem fünften capitel wil ich sagen von weme dise stat Strosburg und dis lant by dem Rhine ursprung und anevange hat." Aber noch einmal greift er dann auf das alte Testament zurück, erzählt uns, daß Noah nach der Sündfluth noch dreihundert und fünfzig Jahre lebte und theilt uns den Stammbaum seiner Nachkommenschaft bis auf Ninus mit. Dieses Ninus Gemahlin aber war Semiramis, die nach ihres Mannes Tod ein großes Reich gründete und sich in ihren Sohn Trebeta verliebte. Dieser, den sie nicht zur Liebe zwingen konnte, floh zuletzt vor ihren Nachstellungen mit seinen Gefährten über das Meer und zog mit seinem Schiff den Rhein und die Mosel hinauf. Bei ihrer Fahrt auf der Mosel kamen sie in eine Gegend, die ihnen besonders gefiel, „da sie gar schön und lustig anzuschauen war mit ihren Wäldern, Weiden und süßem Wasser, mit schönen hohen Bergen umschlossen, als wären es Mauern." Da stiegen sie aus dem Schiff und bauten eine Stadt, die Trebeta nach seinem Namen Trier nannte. Das geschah zu Abrahams Zeiten, zweitausend Jahre vor Christi Geburt.

Nun hörte aber die Königin Semiramis, daß es ihrem Sohne so wohl erging im fremden Lande, und sie ward so zornig darüber, daß sie mit vielen Schiffen und einem großen Heere gegen ihn zu Felde zog. Als sie aber mit ihren Mannen in die Gegend von Trier gekommen war, „do zogete Trebeta gegen siner mutter mit großer herr-

schaft und mit pfifen, bosunen und allerhande seidenspil." Er verspricht ihr, ganz nach ihrem Willen zu leben, veranstaltet ein großes Fest und — ersticht sie in der Hochzeitskammer. „Sus wart er ihr entladet." Da er aber die Mannen der ermordeten Mutter gut tractirte mit reichlichen Festlichkeiten, so blieben diese bei ihm und hatten ihn gern zum Herrn. Trier aber wurde eine übermächtige Stadt, da auch Viele, die von Trebeta's Weisheit und Frömmigkeit hörten, über das Meer herüber kamen, um unter seinem Scepter zu leben. Und er gebot allem seinem Volke, „das sü alleine solltent tütsche sproche üben und halten und kein ander sproche, wan er sü allerliebeste hette."

Die von Trier aber breiten sich aus am ganzen linken Rheinufer und gründen viele Städte und Dörfer, darunter diese fünf: „Kölle, Mentze, Wurmesse, Strosburg und Basel und vil Dörfer doby."

„Und vormals was kein mensch in disen landen und dis lant Elsaß und ander lant by Rhine sint sither von den von Triere zum ersten geerbeitet, gebuwen und besessen."

So der Chronist. Wir haben allen Grund, an der Wahrhaftigkeit seiner Erzählung zu zweifeln, in deren Fabel nur insofern eine Wahrheit verborgen ist, als alles abendländische Völkerleben aus den befruchtenden Quellen des Orients daherströmte. In Wirklichkeit erscheint Straßburg in den ältesten Zeiten, von denen uns die Geschichte dunkle Meldung bringt, als ein celtischer Ort. Ptolemäus von Alexandrien erwähnt zuerst ein Argentoratum am Rhein, dessen Name der gelehrte Schöpflin so erklärt, daß Argen, celtisch so viel als feste Stadt und torat Zusammenfluß zweier Flüsse bedeute. Die Erklärung als Silberstadt ist auf jeden Fall ungerechtfertigt, da der Name keine römische, sondern celtische Abstammung hat.

In jener grauen Urzeit, in der die dumpfeste Sage verklingt, war die Ufergegend des Rheins von einem gallischen Stamme bewohnt. Wo der Münster jetzt stolz in die Höhe ragt, befand sich damals ein Hain der Druiden, in welchem sie ihrem Gotte Menschenopfer darbrachten. In der Stille dieser Gegend ertönte zum erstenmal wildes Waffengetöse, als Ariovist seine Schaaren über den Rhein führte. Der Stamm der Sequaner, der das Oberelsaß und das Juraland bewohnte, hatte im Kampfe gegen die ihnen überlegenen Aeduer den mächtigen Germanenfürsten zur Hülfe gerufen, der seine kriegerischen Schaaren gern über den Rhein führte, um sich in der reichen Ebene Galliens festzusetzen. Die Aeduer wurden besiegt und mußten schweren Tribut zahlen, die Sequaner aber erfuhren jetzt Schlimmeres von ihren Freunden, als einst von ihren Feinden, denn Ariovist nahm ihnen den dritten Theil ihres Landes, das Oberelsaß weg (tertiam partem agri sequanici, qui esset optimus totius Galliae.) Er verjagte die Bewohner des Landes und vertheilte die reichen Felder unter seine Getreuen. Andere germanische Völker, die Kunde davon erhielten, wie wohl sich die Leute des Ariovist auf dem linken Rheinufer fühlten, folgten nach und die armen Sequaner, immer mehr bedrängt, bereuten es jetzt, die Fremden zu Hülfe gerufen zu haben. Sie sahen sich nach einem Erlöser um, und indem sie sich an die Römer wandten, waren sie bereit, ein neues, aber wie sie hofften, gelinderes Joch auf ihren Rücken zu nehmen.

Cäsar stand in der Nähe. Er hatte so eben die Helvetier in einer blutigen Schlacht besiegt und zeigte sich willig, den Hülferuf der Sequaner, den ihm die befreundeten Aeduer, einst die Feinde jener, vermittelten, zu erhören. Er munterte sein Heer auf, das durch die Berichte der

Gallier über die Körperstärke und Tapferkeit der Germanen eingeschüchtert war, und zog gegen Ariovist. Zwischen Hüningen und Basel, nach Anderen zwischen Belfort und Montbelliard, kam es zur Schlacht. Die Römer mit ihrer überlegenen Kriegskunst trugen trotz der Tapferkeit der Germanen den Sieg davon. Was von diesen nicht auf dem Schlachtfeld blieb, fand auf der Flucht seinen Tod. Ariovist floh in einem Fischernachen über den Rhein.

Diese Schlacht im Jahr 58 v. Chr. unterwarf das Oberelsaß der Gewalt der Römer. Im nächsten Jahre, das ganz Gallien unter die römische Herrschaft brachte, folgte das Unterelsaß nach.

Drusus war es, der in der Absicht, Gallien vor den Einfällen der Germanen zu schützen, auch Argentoratum oder Argentinum befestigte. Diese Stadt wurde die Militärkolonie der achten Legion.

Das Christenthum und die Völkerwanderung, die moralische und physische Regeneration der alten Welt, übten ihre Einwirkung schon frühe auf das Land am Oberrhein aus. Will man Bernhard Herzog glauben, so war es der h. Maternus, der mit seinen Schülern Valerius und Eucharius schon um das Jahr 60 nach Chr. Geb. in das Elsaß kam, um das Evangelium zu predigen. Er soll in Ebermünster ein Götzenbild zerstört und an seiner Stelle eine Kapelle aufgerichtet, wie auch in Straßburg die alte St. Peterskirche gegründet haben. Aber wir haben bereits gesehen, wie wenig wir Chroniſten trauen dürfen. Freilich nennt auch der Abbé Grandidier in seiner Geschichte der Kathedrale den h. Maternus den Apostel des Elsaß, ohne jedoch etwas Näheres über die Zeit seiner Wirksamkeit angeben zu können. Diese Wirksamkeit muß auf jeden Fall nur einen theilweisen Erfolg gehabt haben, denn noch um die Mitte des vierten Jahrhunderts befand sich in

Argentoratum ein Tempel des Herkules, den die Bewohner des Landes, die Triboquer, noch mehr verehrten, als die Römer.

Will man der Autorität eines Chroniſten nicht folgen, ſo muß man Kirchenvätern doch glauben, beſonders wenn zwei in ihren Angaben übereinſtimmen; und Irenäus ſowohl, wie Tertullian bezeugen, daß zu ihrer Zeit, alſo gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts, in den beiden Germaniae (superior und inferior) das Chriſtenthum ſchon weit ausgebreitet war. Zweifellos aber war in Germania inferior das Elſaß einbegriffen. Aber lange genug dauerte es, bis das Evangelium hier wirklich herrſchend war. Erſt zu Chlodwigs Zeit, der den Grund zur Kathedrale gelegt hatte, verſchwanden die letzten Ueberreſte des Heidenthums.

Die Ueberfluthungen des linken Rheinufers durch die Ströme der Völkerwanderung waren es, die das Chriſtenthum lange Zeit hier nicht feſte Wurzeln faſſen ließen. Beſonders waren es die Alemannen, die durch die Fruchtbarkeit der reichen Gegenden angelockt oder von anderen germaniſchen Stämmen gedrängt, immer und immer wieder den Rhein überſchritten und die römiſchen Colonieen überflutheten. Noch einmal verſuchte das verſinkende Weltreich, deſſen Schwerpunkt für einige Zeit nach dem Oſten gerückt war, dieſer Ueberfluthung einen Damm entgegenzuſetzen. Julian, der kaiſerliche Prinz, rückte mit 13,000 Mann vom inneren Gallien aus nach der Oſtgränze vor, um die Bedränger zurückzuweiſen, während gleichzeitig Barbation mit 25,000 Mann von Italien nach dem Rhein aufbrach, den er in der Nähe von Baſel, bei Augusta Rauracorum erreichte. Es ſchien, als ſollten ſich die beiden Feldherrn die Hand reichen, um die Alemannen in die Mitte zu bringen und aufzureiben. Aber Barbation erhielt im

Gegentheil vom Kaiser Constantius, der das wachsende Ansehen seines Neffen beim Heere fürchtete, den Auftrag, Julian alle möglichen Hindernisse und Verlegenheiten zu bereiten, und die Eifersucht des Feldherrn erleichterte ihm diesen Auftrag. Er selbst hatte die Folgen dieses treulosen Benehmens zu tragen. Er glaubte sich stark genug, mit seinem Heere den Krieg nach Germanien hinüberzutragen. Aber die Deutschen zerstörten die Schiffbrücke, die er über den Rhein schlagen ließ, indem sie gewaltige Baumstämme den reißenden Strom hinabtrieben, welche die Brücke auseinanderrissen. Barbation, der sich dann zu eiligem Rückzug wandte, wurde von den Germanen verfolgt und erlitt eine vollständige Niederlage.

Die Deutschen, deren Selbstvertrauen nach einem so glänzenden Siege sich noch steigern mußte, lagerten sich nun bei Argentoratum, all ihre Streitkräfte sammelnd. Julian, den die Befestigung von Tres tabernae (Zabern) unterdeß beschäftigt hatte, zog ihnen entgegen, und nun fand jene pugna argentoratensis statt, die uns Ammianus Marcellinus so glänzend beschreibt. Unter den sieben Königen, die sich im deutschen Lager befanden, war Chnodomar der angesehenste, da er schon öfters gegen römische Waffen siegreich gekämpft und Gallien plündernd durchzogen hatte. Ihm war der Oberbefehl übertragen und überall leuchtete sein goldener Helm wie Feuer seinen Tapferen vor. Aber so ungestüm der Angriff, so heldenmüthig der Kampf dieser war, die römische Ruhe und das Feldherrntalent Julians trugen den Sieg davon. Batavische Hülfsvölker griffen erfolgreich in die Schlacht ein; die Germanen suchten nach verzweifeltem Widerstand ihr Heil in der Flucht. Tausende, die das Schwert der Römer nicht erreichte, raffte der empörte Flußgott dahin; nur wenige erreichten das rettende Ufer, den heimischen

Boden. Chnodomar selbst, den seine glänzende Rüstung verrieth, fiel in Gefangenschaft; 200 Edle, die das Loos des Feldherrn zu theilen geschworen hatten, reichten von selbst ihre Hände den römischen Fesseln dar.

Im Jahr 357 war diese furchtbare Alemannenschlacht geschlagen worden, die den Rhein mit deutschem Blut färbte. Zum letztenmal hatte hier römische Taktik germanischer Jugendkraft sich entgegenzustellen gewagt. Von da an trat das Gold an die Stelle des Eisens; durch jährlichen Tribut suchte man die Barbaren zurückzuhalten. Aber nicht lange scheint dieß seine Wirkung geübt zu haben. Hundert Jahre später, als Attila mit seinen Horden die Welt durchzog, sehen wir das Elsaß bereits im festen Besitze der Alemannen.

Es war in der Mitte des fünften Jahrhunderts, als die Hunnen hier ihre Rosse im Rhein tränkten, als die Gottesgeißel die Vogesenpässe aufsuchte, um die wilden Schaaren in die gallischen Ebenen hinabzuführen. Blut und Asche bezeichneten auch hier von Straßburg an den Weg Attila's durch das Elsaß:

Und noch in Straßburgs Wappenbild
Flammt die Blutstraß roth im Silberschild.

Es war eine neue Stadt, die sich dann an der Stelle des alten Argentoratum, der celtisch-römischen Veste, erhob. Deutsch waren ihre Bewohner, deutsch war ihr Name: Strateburg oder Stratiburg wird sie uns zuerst in Urkunden aus der fränkischen Zeit genannt.

Die Schlacht bei Zülpich 496 hatte den Franken den Sieg über die Alemannen gegeben. Fränkische Edle bauten ihre Burgen auf den Höhen des Wasgaugebirges, andere ließen sich als Herren in der Bischofsstadt am Rhein nieder. Brisach war damals der Hauptort im Sundgau,

Zabern und Strateburg die größten Plätze des Nordgaus. Auf den Trümmern des alten Argentoratum, die Jahrzehnte lang wildes Grün überwuchert hatte, baute später Adalbert, Herzog des Elsaß, der Bruder der h. Odilie, die Stephanskirche und Abtei, und Chlodwig selbst hatte auf dem Platze eines alten Herkulestempels die Grundsteine des Münsters legen lassen, der zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut wurde. „Doch war das Münster," erzählt der Chronist, „do es zum ersten mol gemacht wart, nüt also groß und also kosper an Gebuwe, also es ignote ist, wan hievor mahte man die Kirchen vaste mit Holtzwerke un mit schlehten Steinen und men hatte nüt not um Kosper Steine und große Gezierde."

Einige hundert elende Häuser und Hütten hatten sich zu jener Zeit um den Bischofssitz am Oberrhein erhoben. Dieser erscheint durchaus als Mittelpunkt der neugegründeten Stadt. Als erster Bischof von Straßburg wird uns um die Mitte des vierten Jahrhunderts der h. Amandus genannt. Aber erst, als König Dagobert II. dem h. Arbogast, der von 673—678 den bischöflichen Sitz einnahm, bedeutende Landstrecken zu Lehen gab, wurde der Grund zu ihrer Souveränität gelegt. Von da an sind sie Herren und Gebieter der Stadt. Ihr Vogt übt den Blutbann aus; allerdings später im Namen des Kaisers. Die Bürger der Stadt sind ihm Dienste schuldig als ihrem Stadtherrn. Die Kaufleute, im Alterthum bekanntlich unter dem Schutze des Götterboten Merkur, hatten dem Bischof 24 Boten zu stellen, von denen jeder wenigstens drei Botendienste im Jahr zu leisten hatte. Jeder Bürger war verpflichtet, fünf Tage im Jahr für den Bischof zu arbeiten und nur einige Privilegirte waren von dieser Frohnde ausgenommen. Jedes Handwerk hatte Abgaben von seinen Fabrikaten zu leisten. Die Kürschner hatten

Felle und Pelze für den Bischof zu bearbeiten, die Schmiede und Schwertfeger Waffen für ihn und seine Reisigen zu liefern u. s. w. Sobald der Bürgergeist zu erstarken anfing, mußten ihm diese Lasten zu schwer, die bischöflichen Gerechtsame zu groß erscheinen. Schon ums Jahr 900 entsteht ein Streit zwischen Bürgerschaft und Bischof, der jedoch gütlich beigelegt wurde.

Wir vermögen der Entwicklung dieses Gemeinwesens nicht zu folgen, da uns alle Angaben darüber fehlen. Ueber das Eindringen des adeligen Elements berichtet uns der Chronist. Es war gegen Ende des eilften Jahrhunderts, daß sich mehr und mehr adelige Familien in der aufblühenden Stadt niederließen. Sie traten mit den Prätensionen ihrer hohen Geburt auf und bemächtigten sich bald aller höheren Aemter der Stadt. Bernhard Herzog meldet uns darüber:

„Und zum ersten haben sie gesetzt Hüter der Statt, die von jhnen Constoffler genandt worden. Welche name bei den Straßburgern noch scheint und im Gebrauch ist, nach dem als der Rhat gesetzt war, haben alle geschefft der Statt angefangen regiert zu werden, welche Befelchs vnd Amptleut, auß etlichen fürleuchtenden geschlechten dazu erwölet worden.

Die Bock, seind vber die Metzig, den Markt, vnd haußbreuchliche gemeyne notturfft vnd Proviant, verordnet worden.

Die Zorn vber des Schultheißen-Ampt, vnd halßgerichtssachen.

Die von Mülheim, vber gebäw vnd geholtz.

Die Sturmen vber die Reisigen vnd Kriegshändel, die jenseit der Breusch, vber dem Vogelgesang vnd der Statt Muntz.

Die Kelblin vber den ordentlichen gerichts zwang, vnd der Statt Zoll.

Die Bauman enthelter vnd wider bringer der gebäw, die da jhr Wohnung hetten vor dem Vorhof des Obersten Tempels, waren auch herfürführer der Schawspiel.

Die Loselin, vber die Mülen vnd Brotbecken.

Die Mürnhart, Meister und Nechthüter der Wachten vor dem Hauß der Jungkfrawen, welche reformiertten gute sitten, vnd zu Latein Censores genandt gewesen sind.

Die Wetzel von Marsilien vber die Keuffler, der gewechs oder Gartner, die Meister waren.

Die von Blumenaw, Regenten oder Meister der Ackerleut, vnd des Getreidts, auch Schafmeister.

Inn diser verordnung, ist das gantz Regiment vom herrschafft der Statt Straßburg, vnd also in den Händen der Edlen gestanden."

Die Adeligen hatten unter sich einen Rath von fünf und zwanzig Mitgliedern erwählt, denen ein Bürgermeister vorstand; nur ausnahmsweise erlangten zuweilen ausgezeichnete Bürgerliche Zutritt zu diesem Rath. Vom Jahr 1271 wurden aus dem letzteren vier Bürgermeister erwählt, von denen jeder ein Vierteljahr der Regierung vorstand. So unvollkommen diese Organisation der höchsten Gewalt war, so lag in ihr doch der Keim der späteren republikanischen Verfassung.

Die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens konnte erst in vollen Fluß kommen, nachdem die Emancipation von der bischöflichen Gewalt zuvor erfolgt war. Wir haben gesehen, daß Straßburg im Anfang seines Bestehens eine rein bischöfliche Stadt war. Die deutschen Kaiser, die nach Straßburg kamen, unterließen nie, die Rechte der Bischöfe zu bestätigen oder gar zu erweitern. Es war ja die Zeit, in der die Kaiser in der bischöflichen Gewalt noch ein Gegengewicht gegen die Macht der Reichsfürsten sahen, in welchen die Bischöfe noch in treuer Lehnsfolge

zu ihrem kaiserlichen Oberherrn standen. Der Typus dieses reichstreuen Episcopats ist jener streitbare Werner I., den uns Laguille im vierzehnten Buche seiner Geschichte des Elsaß schildert, der im Auftrage des Kaisers Burgund beruhigt, die siegreiche Schlacht bei Genf schlägt und sein thatenreiches Leben in Constantinopel während einer Mission des Kaisers endet. Aber mit dem Ende dieses Jahrhunderts begannen jene theokratischen Tendenzen des deutschen Episcopats, die sich auf die Herrschsucht Roms stützten und im Zeitalter der Hohenstaufen den fortwährenden Conflikt zwischen Kaiser und Papst nährten. In diesem Conflikt nahmen die Reichsstädte treu für den Kaiser Partei, wie sie es schon zur Zeit Heinrichs IV. gethan hatten; und aus diesem Grunde lag der Zusammenstoß mit dem Episcopat, der die Idee der geschlossenen Phalanx der Kirche frühe begriff, sehr nahe.

Die Streitigkeiten zwischen Bischof und Stadt von Straßburg waren übrigens von weit älterem Datum. Ihre Wurzeln ruhten vor Allem in dem gesteigerten Selbstgefühl der emporblühenden Stadt, der die bischöfliche Oberherrschaft mit ihren von Zeit zu Zeit hervortretenden Anmaßungen unerträglich wurde. Schon im Jahr 900 hatte Ludwig das Kind einen Streit zwischen der Stadt Straßburg und dem Bischof Baldram beizulegen. Unter dessen Nachfolger Otbert entbrannte der Streit von Neuem. Die Städter zwangen den Bischof zur Flucht; aber auch auf das Schloß Rotburg, wo er sich sicher glaubte, folgten ihm einige der Wüthendsten nach und erstachen ihn.

Erst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fällt jener Streit zwischen bürgerlichem Selbstgefühl und geistlicher Anmaßung, der mit dem Siege des bürgerlichen Elementes endigte und für eine neue Epoche der Entwicklung desselben den Grund legte. Die Straßburger

erkannten frühe genug die Bedeutung ihres Sieges, so daß sich auch aus der Darstellung desselben die elsäßische Geschichtsschreibung entwickelte. Fritsche, Closener, Königshoven und Bernhard Herzog erzählen uns fast wörtlich übereinstimmend die Schlacht bei Hausbergen; sie schöpfen alle aus derselben Quelle, der lateinischen Aufzeichnung Gottfrieds von Ensmingen, der wir bei der Schilderung der denkwürdigen Schlacht folgen.

Den Ursachen jenes Streites braucht man nicht weiter nachzuforschen. Es lag auf der Hand, daß es zwischen zwei Gewalten, von denen die eine ebenso eifrig und consequent nach der Entwicklung ihrer Freiheiten strebte, wie die andere eifersüchtig über ihren jene Freiheiten beschränkenden Rechten wachte, über kurz oder lang zu einem Conflikt kommen mußte, dessen Knoten in jener Zeit nur das Schwert lösen konnte. Und hätten die Bischöfe Straßburgs nur über ihren Rechten gewacht! Wären sie nur nicht so eifrig auf Erweiterung derselben bedacht gewesen, jener Herrschsucht fröhnend, die zu allen Zeiten dem Clerus eigenthümlich gewesen ist! Die Zeit schien damals ihren Plänen günstig. Der Sturz der Hohenstaufen und das Interregnum hatte die reichsfreien Städte des kaiserlichen Schutzes und Schirmes beraubt. Ein ehrgeiziger Mann, Walther von Geroltseck, hatte im Jahr 1260 den bischöflichen Stuhl von Straßburg bestiegen; sollte es ihm nicht gelingen, den Trotz der freien Bürger zu brechen und ein geistliches Fürstenthum am Oberrhein zu gründen, wie sie am Niederrhein bereits so mächtig bestanden?

Er hatte kaum seine Ansprüche erklärt, die Ziele, die er verfolgte, deutlich an den Tag treten lassen, als auch der glimmende Funke des Streites zur hellen Flamme emporschlug. Ein Jahr darauf verwüstete diese Flamme bereits das ganze Land, legte Schlösser und Hütten in

Asche. Zwei Jahre darauf, am 8. März 1262, kam es bei Hausbergen zu jenem blutigen Zusammenstoß, welcher der bürgerlichen Freiheit den Sieg verschaffte.

Am Morgen jenes 8. März, so erzählt der Chronist, zogen Reiter und Fußvolk, Maurer und andere Arbeiter in ihrer Mitte führend, aus der Stadt, um den hohen und festen Thurm von Mundolsheim zu zerstören. Man fürchtete nämlich in Straßburg, daß der Bischof sich hier festsetzen werde, um die Hagenauer und Zaberner Straße zu überwachen. Auf die Kunde davon ließ der Prälat zu Molsheim die Sturmglocke läuten. Von allen Kirchen der Städte und Dörfer in der Nähe wurde dieß Zeichen des Kampfes wiederholt, und alsbald sammelten sich um den Bischof seine bewaffneten Schaaren: er führte mit sich zum Kampfe dreihundert Berittene und fünftausend Mann Fußvolks. Der Bischof glaubte sich seines Sieges gewiß und hoffte mit einem Schlage den schon jährigen Krieg zu beenden.

Als die Bürger von Straßburg, die mit der Niederreißung des Mundolsheimer Thurmes beschäftigt waren, Kunde von der Annäherung der Bischöflichen erhielten, schickten sie eiligst nach Straßburg und baten um Hülfe und Nachschub. Ihre Boten durchliefen die Straßen der Stadt und riefen laut aus, daß der Bischof ausgerückt sei, um mit den Städtern handgemein zu werden. In allen Kirchen läutete man die Sturmglocke, und Alles, was zum Kampfe tüchtig war, griff zu den Waffen und eilte hinaus auf das Feld, den Bedrohten zu Hülfe.

Sobald der Haufen, der Mundolsheim besetzt hatte, die Hülfe aus der Stadt nachrücken sah, ging er mit entfaltetem Banner vor, um sich zwischen Ober- und Mittelhausbergen aufzustellen und hier den Nachtrupp zu erwarten. Aber in der Nähe von Oberhausbergen stieß man auf einen

Graben, den die Pferde nicht passiren konnten, und so sah man sich genöthigt, wieder nach der Stadt umzukehren. Der Bischof und die Seinigen, die sich auf der Höhe eines Hügels aufgestellt hatten, sahen nicht so bald diese Bewegung, als sie ausriefen: seht, sie flüchten sich! Zugleich gingen sie vor, um die vermeintlichen Flüchtlinge zu verfolgen. Der Bischof hatte nichts um sich als seine Reiterei, denn sein Fußvolk hatte nicht Zeit gehabt, nachzufolgen, aber trotzdem rückte er entschlossen gegen die Stadt vor.

Unterdessen hatten die Bürger den Graben von Oberhausbergen umgangen, und indem sie eine Schwenkung machten, rückten sie gerade auf die Bischöflichen zu. Als zwischen den beiden Schaaren nichts mehr lag denn die Länge eines Feldes, stellten sich die Bürgerlichen in Schlachtordnung und man ermuthigte sich einander zu tapferem Kampfe für die Ehre und Freiheit der Stadt.

Während so die Vortruppen der Bürger sich den Bischöflichen gegenüber aufstellten, war der Nachschub aus der Stadt, unter Führung des Herrn Nikolaus Zorn des Aelteren, angerückt. Mit Jubel wurden sie begrüßt. „Seid mir willkommen, mein lieber Herr Zorn!“ rief ihm der alte Hauptmann Reinhold Liebenzeller zu, „ich sah Euch niemals so gern als jetzt.“ An die Spitze des Fußvolks stellte man alsbald zwei angesehene Bürger der Stadt, den Herren Hugo Kuchenmeister und den Edlen Heinrich von Achen. Jedermann schwur ihnen zu gehorchen. Sodann trennte man von der Hauptarmee das Corps der Armbrustschützen, indem man ihm auftrug, das bischöfliche Fußvolk aufzuhalten, damit dieses nicht mehr in die Schlacht eingreifen könne. Der Bischof ordnete ebenfalls die Seinigen zur Schlacht und hörte nicht auf die Vorstellungen einzelner Bedächtigen, die ihn ermahnten, nicht

mit einer solchen Ueberzahl den Kampf zu beginnen, sondern erst die Ankunft des Fußvolks abzuwarten. Die so redeten, schalt er Feiglinge und stellte ihnen frei, heimzukehren, wenn sie keine Neigung verspüren sollten, am Kampfe theilzunehmen.

Nachdem man auf beiden Seiten so schlachtgerüstet war, sprengte zuerst ein junger und tapferer Straßburger Ritter, Herr Marx von Eckwersheim, mit gesenktem Visir und eingelegter Lanze gegen den Feind; alsbald stürmte aus den Reihen der Bischöflichen ein gewisser Beckeler vor, ihm entgegen, und die beiden Kämpfer trafen mit solcher Wucht auf einander, daß ihre Lanzen in Stücke zerbrachen und sie Beide zur Erde stürzten; die Pferde blieben zur Stelle todt. Die von Straßburg eilten herzu und hoben Ritter Marx auf ein anderes Pferd, so daß er entkam, während sein Gegner todt auf dem Platze blieb. Nun stürmten andere Ritter des bischöflichen Heeres vor und kämpften tapfer mit den Reitern der Stadt; aber die letzteren waren bald im Vortheil, da sie von ihrem Fußvolk unterstützt wurden. Dieses mengte sich in den Kampf der Reiter, umringte Freund und Feind und stach den Bischöflichen die Pferde nieder, so daß viele derselben kampfunfähig gemacht wurden.

Der Bischof kämpfte an diesem Tage wie ein tapferer Ritter; zwei Pferde wurden unter ihm getödtet. Als er das dritte bestieg und nun sah, daß er geschlagen war, wandte er sich zur Flucht. Alsbald stießen die Bürger einen Freudenschrei aus und verfolgten ihn, da sie ihn aber nicht erreichen konnten, kehrten sie auf das Schlachtfeld zurück. Auf demselben lagen sechzig Ritter todt oder verwundet, unter ihnen der Bruder des Bischofs Hermann von Geroldseck, den Richard von England, der römische König, zum Landvogt für beide Ufer des Rheins, von

Basel bis Weißenburg, bestellt hatte. Sechsundsechzig andere Edle wurden als Gefangene in die Stadt geführt, deren Hände mit denselben Stricken gebunden waren, die sie mitgebracht hatten, um die widerspenstigen Bürger zu zähmen; unter ihnen Siegebert von Werden, Landgraf des Elsaß, drei Edle von Landsperg und zwei von Andlau, auch der Herr Hüneburg, der Marschall des Bischofs.

Der Rest des bischöflichen Heeres hatte sich durch die Flucht gerettet. Die Städter hatten nur einen Mann verloren, einen Metzger, den die Flüchtigen mit sich schleppten und unterwegs tödteten.

Es waren, fügt der Chronist hinzu, die Bürgerlichen allein, die diese Schlacht ausgefochten hatten und nicht ihre adeligen Verbündeten, mit Ausnahme der Herren von Ochsenstein, von Hohenstein und Girbaden; auch keine Söldnerknechte hatten an dem Kampfe theilgenommen.

Kein Geringerer als Rudolph von Habsburg soll damals an der Spitze der bürgerlichen Streitmacht gestanden haben. Dankbar errichtete die Stadt „Rodolpho victorioso" später ein ehernes Standbild. Die Schlacht bei Hausbergen blieb der Stolz Straßburgs und wurde die Grundlage seiner freiheitlichen Entwicklung.

2. Ein Gang durch Straßburg.

Treten wir einmal vom Münster aus an der Hand eines bewährten Führers (Piton, Strassbourg illustré et environs. Strassbourg, Paris et Leipzig. 1855) einen Gang durch Straßburg an, um aus den Zügen der modernen Stadt die alte deutsche Stadt wieder heraus zu

finden, deren geschichtliche Anfänge wir kennen gelernt haben.

Wir machen, wie bemerkt, den Münster zum Ausgangspunkt unserer Wanderung. Von hier aus suchen wir zunächst in die rue Mercière, die Krämergasse, einbiegend, in deren Eckhaus einst Aeneas Sylvius wohnte und die Salzmann-Goethe'sche Tischgesellschaft sich zu versammeln pflegte, den Gutenbergplatz auf.

Moderne Häuser umgeben jetzt diesen Platz, in der Mitte schmückt ihn das schöne David'sche Denkmal, um das herum jeden Morgen Gemüseweiber mit ihrem ländlichen Grün sich gruppiren. Wie viel mehr Interesse bietet uns dieser Platz, wenn wir seine Umgebung uns in der Erinnerung wieder auferbauen, wie sie sich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit verwittertem Kirchthurme, alterthümlichem Brunnen und mit Schnörkeln und Giebeln ehrwürdiger Häuser erhob. Dann ist es der Martinsplatz, den wir betreten haben, so genannt nach der Martinskirche, die von der Wittwe Chlodwigs gegründet sein soll.[1] Ein Kirchhof umgibt die alte Kirche, der nach der Straße zu mit den Verkaufstischen und Hütten der Fischer umgrenzt ist. Den größten Theil des später freien Platzes nimmt die ehrwürdige Pfalz ein, das alte Rathhaus der Stadt Straßburg. Die Chronisten erzählen uns, wie es kam, daß das Haus der Gerechtigkeit hierher auf den Martinsplatz verlegt wurde. Ein altes Herkommen und ein Zufall sollen dabei mitgewirkt haben. In den ältesten Zeiten schon sprach des Bischofs Schultheiß hier vor der Martinskirche im Namen des Kaisers Recht. Als später

1 Während der Reformationszeit wurde sie als baufällig niedergerissen und an ihre Stelle 1583 das neue Rathhaus erbaut, das nach seiner Demolirung durch die Revolution in das jetzige Hôtel de commerce umgewandelt wurde.

mehr und mehr die Gerichtsbarkeit an die Stadt überging, fanden die Raths- und Gerichtssitzungen in einem Theile des Schlosses statt. Nun beschwerten sich die Zorns, daß ihre Widerpartei, die Müllenheims im Vortheil seien, da der Versammlungsort des Rathes der Stube ihrer Gegner zum Mühlstein viel näher liege, als ihrer Stube zum Hohensteeg. Der Rath gab nach und um sich versöhnlich und unparteiisch zu zeigen und keinem der beiden mächtigen Parteien Ursache zu Beschwerde zu lassen, beschloß man, die Entfernung der beiden adeligen Stuben abzumessen und genau in der Mitte ein neues Rathhaus anzulegen. Nun stellte sich heraus, daß der Martinsplatz gerade in der Mitte zwischen den beiden Stuben, von jeder gegen 1290 Fuß entfernt, lag und hier baute man 1321 die städtische Pfalz, an der Einmündung der Obergasse und Sporergasse. Jeder der beiden Parteien wurde dabei eine besondere Eingangstreppe gebaut; von der nördlichen Treppe, der der Zorns, herab wurden die Todesurtheile verkündet. An den drei Gewölbbogen hatten anfangs die Metzger und Bäcker, später die Buchhändler ihre Verkaufsbuden.

Als die Räume der Pfalz für den Sitz der städtischen Verwaltung nicht mehr ausgereicht hatten, war ihr gegenüber 1463 die Stadtkanzlei erbaut worden. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem der Kaiser Maximilian der Stadt Münzrecht ertheilt hatte, wurde hier noch die städtische Münze erbaut. Ihr gegenüber am anderen Ende des freien Platzes, auf der Straße des alten Fischmarkts, erhob sich der Fischbrunnen, an den sich mancherlei Erinnerungen der städtischen Geschichte knüpften und der auch zuletzt der Neugestaltung des Platzes geopfert wurde.

Von all diesen Denkmälern der Vorzeit, die von dem Boden der mächtigen Reichsstadt sich erhoben, ist die Pfalz

uns das bei weitem interessanteste, da sie von der Mitte des vierzehnten bis zur Neige des sechzehnten Jahrhunderts Zeuge der Entwicklung dieses stolzen Gemeinwesens war. Sie sah ja dereinst noch ein Jahrzehnt die gute alte Zeit, in der die Patrizier das Regiment der Stadt verwalteten und zwischen den Zorns und Müllenheims Ansehen und Einfluß wechselte, während der Streit beständig war. Sie sah dann die große Umwälzung, die mit dem Jahr 1332 begann, das Eindringen des bürgerlich-plebejischen Elementes. Damals thronte unter dem Fenster des großen Saales der regierende Ammeister, während ihm gegenüber über der Thüre der Spruch in goldnen Lettern geschrieben stand, den er stets vor Augen haben mußte: audiatur et altera pars. An den hohen Wänden war das Sinnbild der Gerechtigkeit und ein großes Gemälde des jüngsten Gerichtes zu sehen. An den Scheiben des Fensters aber wurden von 1332 an Wappen und Namen der Ammeister verewigt, als Zeichen der Dankbarkeit der Bürgerschaft. In diesem Saale vereinigte sich der große Rath, der seit 1482 aus zehn adeligen und zwanzig bürgerlichen Mitgliedern, eins von jeder Zunft, gebildet wurde, um über alle Civil- und Criminalsachen abzuurtheilen. In außerordentlichen Fällen versammelten sich auch hier die dreihundert Schöffen, die aus den Zünften gewählt, recht eigentlich das Volk repräsentirten und nur durch ein Dekret des großen Rathes und der drei Kammern berufen werden konnten.

An den Saal des großen Rathes stieß der des kleinen Rathes, der, aus sechs adeligen und sechzehn bürgerlichen Mitgliedern gebildet, civilrechtliche und stadtpolizeiliche Entscheidungen von geringerer Bedeutung zu treffen hatte. Diesem Saale gegenüber befand sich die Kammer der XIII (Dreizehner-Rath), des diplomatischen Ausschusses des hohen

Rathes, in welchem der regierende Ammeister präsidirte und der regierende Städtemeister die Stimmen sammelte. Ihm stand die Regelung aller politischen Angelegenheiten, die Verhandlung mit Kaiser und Reichstag oder mit fremden Mächten, mit Bischöfen und mit verbündeten Städten, sowie die Ueberwachung der militärischen Kräfte der Stadt und der Befestigungen zu: der Ausschuß der Fünfzehner, ebenfalls aus einem Drittel adeliger und zwei Drittel bürgerlicher Mitglieder zusammengesetzt, wählte sich selbst seinen Präsidenten und durfte nie von dem regierenden Ammeister präsidirt werden. Denn diese Körperschaft hatte die hohe Aufgabe, die Constitution zu überwachen und ihr stand die Befugniß zu, den Vorstand der Republik zur Rechenschaft zu ziehen und wenn es ihr nöthig schien, ihn in Anklagezustand zu versetzen. Außerdem gehörte zu ihrem Ressort die Inspicirung der öffentlichen Kassen und die Ueberwachung aller städtischen Beamten. In den Rath der XXI endlich wurden nur solche Mitglieder des großen Rathes gewählt, die sich durch ihre Intelligenz auszeichneten und langjährige Erfahrung im Verwaltungsfach besaßen, sowie sich des vollkommenen Vertrauens der Bürgerschaft erfreuten. In diesen Rath der „alten Herren" oder das „beständige Regiment" kamen deßhalb nur Solche, die wenigstens zweimal im großen Rath gesessen und Mitglieder des Dreizehner- und Fünfzehner-Ausschußes gewesen waren, in welchem sie auch Sitz und berathende Stimme behielten, damit jüngeren Männern nicht die Erfahrung der Aelteren fehle. So stellt sich vor uns, indem wir im Geiste den alten Bau wieder aufrichten, dessen Giebel die alles vernichtende Zeit stürzte, zugleich die harmonische Ordnung eines weisen republikanischen Regimentes dar, in welchem Erasmus „die Monarchie ohne Tyrannen, die Aristokratie ohne Parteien,

die Demokratie ohne Tumult" so glücklich vereinigt fand, daß er bewundernd ausrief: utinam in hujusmodi rempublicam, divine Plato, tibi contigisset incidere! So tritt vor uns in der glücklichsten Symmetrie der Verhältnisse, auf dem festen Fundament des Bürgersinns, ein Verfassungsbau, der auch unserem Opitz kunstvoller dünkte, als der stolze Münster, dessen „ächtes Wunderwerk" doch nicht zu vergleichen sei „der feinen Polizei, dem weisen Recht und Rath."

Versetzen wir uns im Geist um vier Jahrhunderte zurück und von dem Martins-, jetzt Gutenbergsplatz wieder zurück an jene Stätte, von der wir ausgegangen waren, zum Münster; stellen wir uns jene feierliche Ceremonie vor, mit der jährlich die Erneuung der Republik eingeweiht wurde. Der erste Donnerstag des Jahres, der Churtag, bringt die neuen Häupter der Stadt. Am Dienstag darauf leisten sie den Schwur auf die Constitution und empfangen dafür den Eid aller Bürger, die über 18 Jahre alt und im Besitz der bürgerlichen Rechte sind. In der Frühe des Morgens begeben die Bürger sich in ihre Zunftstuben, wo der Zunftschreiber die Constitution, den „Schwörbrief" vorliest. Um 8½ Uhr ruft die Rathsglocke sie zum Münster. Mit wehendem Banner zieht jede Zunft dahin. An der Vorderseite des Münsters ist eine Emporbühne errichtet, zu der man auf zwei Treppen hinaufsteigt. Von der Gallerie derselben hängt ein weißer Damastteppich herab, der die Farben der Stadt, Weiß und Roth, zeigt und auf dem die Constitution entrollt ist, ein großes Pergament mit den Siegeln der Stadt Straßburg, der Körperschaften des Adels und der Zünfte. Sobald die Zünfte vor dem Münster angelangt sind und sich mit ihren Fahnen der Reihe nach aufgestellt haben, besteigen die Rathsherrn und die Oberschöffen die Estrade. Die

städtischen Beamten haben sich unterdessen in der Pfalz versammelt und treffen nun auch in feierlichem Zug auf dem Münsterplatz ein, gleich darauf auch der Adel, der sich auf seinen Stuben zusammengefunden und der nun auf den Bänken der amphitheatralisch erbauten Emporbühne Platz nimmt. Sobald eine Körperschaft auf dem Münsterplatz angekommen ist, wird sie von einem Tusch der Stadtpfeifer und Trompeter empfangen, die auf dem Balkon des Falkenkellers aufgestellt sind.

Nachdem Alles sich versammelt hat, wird den Wächtern des Münsterthurms ein Signal gegeben und es schlägt neun Uhr. Diese Stunde darf nicht eher schlagen, als bis die Versammlung vollständig geworden ist und wenn es auch unterdessen zehn Uhr geworden. Alsbald tritt ein feierliches Stillschweigen ein und die Rathspedellen rufen dreimal mit lauter Stimme: „Ihr Herren tretet hervor und höret im Namen Gottes!" Es erfolgt durch den Schreiber der Fünfzehn die Vorlesung der Constitution, „des Briefs, der geben ist auf den heiligen Weynacht-Abend, da man zahlte nach Christi Geburt tausend vierhundert achtzig und zwey Jahr." Nach der Vorlesung legen die neuen Städtemeister den Eid in die Hände des neuen Ammeisters ab, der in ihre Hände den Schwur erwiedert. Dann leisten der Reihe nach Rathsherren, Schöffen, Adel und Beamte den Eid mit entblößtem Haupt. Hierauf tritt der erste regierende Städtemeister vor und redet von der Estrade herab das Volk an, ein glückliches Jahr wünschend und es auffordernd, zwei Finger der rechten Hand zu erheben und diesen Eid zu schwören: „Als der Brief stoht, der mir gelesen ist, und ich wohl verstanden hab', das will ich thun, steht halten, ohne alle Gefährde, als mir Gott helfe!" Ein lautes „Wir schwören!" erschallt zum freien Himmel, während die Finger sich

erheben und die Häupter sich entblößen. Der Städtemeister schließt hierauf die Ceremonie mit den Worten: „Glück, Heil, Segen, langes Leben, woll' Gott euch und uns allen geben."

Der Schwörtag war ein feierlicher und zugleich ein fröhlicher Tag für das alte Straßburg. Von dem Münsterplatz begab man sich in die Zunftstuben, wo das Wohl der neuen Obrigkeit getrunken wurde. Den ganzen Tag ruhte alle Arbeit und auch die Weiber hatten ihre Freude am Ehrentage der Männer, nicht bei Kaffee und Kuchen, sondern bei Wein und warmen Pasteten, nach dem alten Spruch: „Der Männer Schwerta (Schwörtag), der Weiber Zechta!" (Zechtag), oder: „Der Männer Schwerta Schweiß, gibt de Wiwer Pastetle heiß."

Am Sonntag nach dem Schwörtag fand die Umfahrt des neuen Ammeisters und der Mitglieder des Rathes der XIII, der XV und der XXI statt, begleitet von einigen der höheren städtischen Beamten. In feierlichem Zuge, den die Rathspedellen und Rathsboten in ihrer rothweißen Kleidung eröffneten, begab man sich zu den Bürgern von einer Zunftstube zur anderen, wo der Ammeister väterliche Worte sprach, die nichts von ihrer Bedeutung und ihrem Eindrucke dadurch verloren, daß sie in eine bestimmte Formel gekleidet waren. „Frintliche Pitten" waren es, die der Ammeister den Bürgern ans Herz legte, in einen Neujahrswunsch gekleidet. Er ermahnt sie zunächst, Adel und Priesterschaft die Ehre zu erweisen, die ihnen gebühre, was sie mit ihnen zu schaffen hätten, gütlich zu fordern, und wenn sie gütlich nichts erreichten, sich an das Gericht zu wenden; „wo ir aber in demselben sollten umbgezogen werden, so kommet zu mir, so will ich mit Hilff meiner alten Herren dazu thun, daß ihr sehen und spüren solt, daß mir nit lieb wer, daß ir unbilliger weiß sollten umgezogen werden." Ferner bittet er sie, gehorsam zu sein

gegen ihre Herren und Meister, wachsam zur Hülfe bereit bei Feuersgefahr und vorbedacht in Zeiten des Ueberflusses, „damit ir nitt etwan nacher umb zwey Geltt kaufen müssen, das ir zuvor umb eins wol hetten bekhommen mögen." Auch die Ermahnung fehlt nicht, auf den Schutz und die Sicherheit der Vaterstadt bedacht zu sein. „Ich will üch auch frintlich pitten, nachdem die Leuff jetzt seltzam und geschwindt, daß ir wellendt lugen zu ewren Harnesten und Hantgewehren, es fügent Büxen, Spieß, oder Hallenparten, oder andere gebrüliche Gewehre, was denn ein Jedem besonders uffgelegt ist, damit ein Jeder hab dasjenige, das er haben soll, dann die Notturfft solchs erforder." Die treuherzige Ceremonie, die das Band bezeugen und befestigen sollte, das die Bürgerschaft an ihre selbstgewählte Obrigkeit schloß, wurde mit dem Abschiedsgruße des Ammeisters beendigt: „Glück, Heil, Gesundheit, den lieben Frieden und langes Leben wolle Gott üch und uns allen geben!" — —

Vom Gutenbergplatz, der uns die respektabeln Institutionen einer freien Stadtrepublik vergegenwärtigt hat, schweifen wir seitwärts ab durch die alte Fischmarktstraße nach der „place des grandes boucheries," wie die moderne Benennung lautet, die in sonderbarem Gegensatz zu dem altdeutschen Charakter dieses Stadttheils steht. Eins dieser alten Häuser, „zum Ortenberg" genannt, war das Wohnhaus jenes ehrwürdigen Ammeisters Schütterlin, den der Chronist als ein Muster guter alter Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit hinstellt. 1521 in Wilstädt auf dem rechten Rheinufer geboren, kam er in seinem dreißigsten Jahre nach Straßburg, wo er sich so großes Ansehen erwarb, daß er in die höchsten Aemter und 1572 zum Ammeister gewählt wurde. Noch viermal wurde ihm dieß höchste Amt der Republik durch die Wahl übertragen, aber das viertemal lehnte er wegen Alters-

schwäche ab. Seine Zeitgenossen rühmten seinen praktischen Verstand und sein außerordentliches Gedächtniß und nannten ihn „das lebendige Rathsprotokoll". Seine Nachkommenschaft war so gesegnet, daß er, als er 1612 im Alter von 91 Jahren starb, 10 lebende Kinder (von 17), 58 Enkel (von 108), 28 Urenkel (von 111) und einen Ur-Urenkel hinterließ. Und doch starb sein Geschlecht bald aus, während sein Andenken in der Bürgerschaft noch lange fortlebte.

Von den grands boucheries führt die rue du Maroquin zum Münsterplatze zurück. Ein alter Wetterhahn auf einem Hause dieser Straße, der die Form eines Schuhes hat, erinnert an die bekannte Anekdote vom Kaiser Sigismund, die Bernhard Herzog erzählt. Dieser Kaiser soll in Straßburg, wo er sich öfters aufhielt, sehr beliebt gewesen sein und besonders bei dem schönen Geschlechte, das ihn als schönen und gewandten Tänzer schätzte und dessen Vertreterinnen ihn eines Morgens aus dem Bett holten, um ihn zum Tanz zu führen. Da der Kaiser in aller Eile aus dem Hause gezogen wurde, so sah er sich ohne Schuhe auf der Straße, und man kaufte ihm daher bei einem Schuster in der Nähe ein Paar Tanzschuhe „für sechs Kreuzer." Beim Abschied von Straßburg, wo er sich so gut amüsirt hatte, theilte der Kaiser goldene Ringe an alle Damen aus, mit denen er getanzt hatte. [1]

1 Ad. Stöber, der diese Erzählung poetisch bearbeitet hat (Elsäßisches Sagenbuch, S. 415) läßt den Kaiser beim Vertheilen der Ringe sagen:

„Zum Abschied nehmt's, ihr Holden
Und achtet's nicht gering.
Wie euern Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden
Ans deutsche Vaterland "

Die Corduangaſſe oder die Kurweggaſſe nannten die Alten dieſe rue du Maroquin und ſie ſagten ihren Bewohnern, die Abends gern ihre Stühle vor die Thüren trugen, um die Vorübergehenden zu muſtern, einen moquanten Sinn nach, wie das Sprüchwort ſagt:

Wer ums Münſter geht ohne Wind,
Durchs Spittelgäſſel ohne Kind,
Durch d' Kurweggaſſ' ohne Spott,
Genießt e groß Gnad von Gott.

Da es immerhin möglich iſt, daß die Bewohner dieſer Straße trotz des Ernſtes der Zeiten ſich dieſen leichten moquanten Sinn bewahrt haben, ſo kehren wir um und gehen lieber durch das Spittelgäßchen zum Gutenbergplatz zurück, um in die „Grande rue“ — die ehemalige Ober-Gaß — einzubiegen.

Die erſte Straße, die rechts abbiegt, iſt das Laternengäßchen, ſo genannt nach der Zunftſtube zur Laterne, die hier das Eckhaus bildete. Sie gehörte den Kornhändlern, denen die Müller, Mehlhändler und Chirurgen zugetheilt waren, und hieß auch zur Lucern oder die Herrenſtube. Den letzteren Namen führte ſie, weil die Stadt- und Ammeiſter in dieſer Stube, die der Pfalz ſo nahe lag, zu Mittag ſpeiſen mußten. Und zwar gebot ihnen eine Verordnung der XV vom Jahr 1585 („daß Statt- und Ammeiſter uff den Stuben nicht ſo lang Tiſchen ſollen“) bei ihrem Eid, die Zeit von 12—1 Uhr einzuhalten, damit die Geſchäfte nicht zu leiden hätten, bei Strafe von einem „Verſäumnißſchilling.“ Mit den hohen Herrn wurde ſpäter ein armer Student auf Koſten der Stadt geſpeiſt, der den Namen des Gratiasſprechers führte, weil er das Tiſchgebet zu ſprechen hatte.

In der Nähe dieſer Stube zur Lucern befand ſich auf

der Obergaß die Stube zum Spiegel, die während der Revolutionszeit dem Clubb der Jacobiner zu ihren Versammlungen diente, daher die grande rue eine Zeit lang den Namen rue des Jacobins führte. Diese Zunftstube, in deren weitläufigen Räumen auch besondere Festlichkeiten stattfanden und größere Hochzeiten gefeiert wurden, gehörte den Handelsleuten und Krämern. Die Hochzeiten wurden in der guten alten Zeit stets mit ausgelassenem Jubel, Tanz und Trinkgelag gefeiert, mochten es nun Freihochzeiten sein, bei denen man keine Geschenke zu machen brauchte, oder Gabenhochzeiten, deren Bewirthung und Festlichkeit man mit einem Geschenk erkaufte, oder Irtenhochzeiten, bei denen der Wirth ein förmliches Entrée an Geld erhob. Setzen wir unsern Gang durch die Langstraße fort, so kommen wir noch an zwei anderen Stuben vorüber, an der Freiburgerstube und an der der Schmiede. Zu der ersteren, die das Eckhaus der Freiburgerstraße bildete, gehörten in früheren Zeiten alle freien Leute, die kein Handwerk trieben, weßhalb diese Zunft auch die „Müßiggängerzunft" hieß. Später wurden ihr die Gastwirthe und Garköche zugetheilt. Zu der Stube der Schmiede (Nr. 9 der Langstraße) gehörten auch die Vergolder, Ciselirer, Büchsenmacher, Waffenschmiede, Spengler und Uhrenmacher.

Die rue Saltzmann, ehemals Roßgasse und nach dem berühmten Gelehrten Saltzmann, der in dieser Straße wohnte, umgetauft, führt uns zur St. Thomaskirche. Erinnerungen an die Ausbreitung des Christenthums in dieser Gegend, wie auch an die große Zeit der Reformation knüpfen sich an diese ehrwürdige Kirche. Wie Königshoven uns erzählt, der selbst Kanoniker von St. Thomas war, sollen die schottischen Missionäre Arbogast und Florentius hier zuerst ein Heiligthum aufgerichtet

haben. Ihre Reliquien wurden in der Kirche aufbewahrt, die sich bald darauf hier erhob und deren Convent Anfangs zu Ehren der Gründer den Namen des Schottenklosters führte. Diese Reliquienstätte der schottischen Heiligen sah im sechzehnten Jahrhundert die tumultuarischen Scenen, die mit der Einführung der Reformation verknüpft waren. Die Abschaffung des Cölibats war es besonders, die große Aufregung unter der Bevölkerung hervorrief, namentlich unter dem schöneren Geschlechte, das seine Parteinahme für die Priester, die mit dem Cölibat brachen, offen an den Tag legte. Firn, Prediger zu St. Thomas, eröffnete den Reigen, indem er mit seiner Köchin, mit der er bisher im Concubinat gelebt hatte, an den Altar trat; der Prediger Zell an der Kathedrale, der Nachfolger Geilers von Kaisersberg, ahmte sein Beispiel nach und heirathete die Tochter eines geachteten Bürgers; Capito, Probst zu St. Thomas, und Wolf Dachstein, Vicar desselben Kapitels, folgten bald ebenfalls nach. Mehr als 2000 Frauen und Jungfrauen wohnten diesen Trauungen bei, denen sie damit ihre volle Sympathie bezeugten. Capito war es dann, der mit deutscher Messe und Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt gründlicher das Wesen der Reformation zu erfassen suchte. Die St. Thomaskirche erinnert uns ferner daran, wie eng die humanistische Bewegung jenes Zeitalters mit der Reformation verknüpft war, wie die letztere von jener vorbereitet war und wieder das Aufblühen der humanistischen Studien und der Schulbildung im Gefolge hatte. Die Begründer der Reformation waren zugleich die Gründer jener Gelehrtenschule, aus der die Hochschule Straßburgs herauswuchs, welcher der Rath auch die Einkünfte des Thomaskapitels zuwandte. Der Geist jener alten Hochschule umweht uns daher, wenn wir die Hallen der alten

Kirche wie die umgebenden Straßen durchwandern: in den Häusern der alten Kanoniker zu St. Thomas wohnten später die Zierden der Straßburger Hochschule und die Grabsteine der Kirche zeigen uns ihre Namen, die eines Schöpflin, Oberlin, Koch u. a.

Von dem Thomasplatze wandern wir an der städtischen Münze vorüber, die auf der Stelle eines alten Carthäuserklosters steht, dem fossé des Tanneurs zu und von da in die grande rue zurück. Das Geklapper der drei großen Mühlen tönt an unser Ohr, von denen die Düntzenmühle auch den Namen der Thomasmühle führte, da sie dem Kapitel dieser Kirche gehörte; die Düntzenmühle hieß so nach ihrem Gründer Claus Düntzen, der, wie Bühler uns erzählt, „ein großer Spieler gewesen und ein guter Zechbruder und hat doch gute Nahrung verlassen, denn er hat darneben an seiner Mülen nichts versäumt." Der fossé des Tanneurs, der alte „Rindshüttengraben," zeigt an diesem seinem südlichen Ende noch immer ein gut Stück des alten Straßburg. Der alte Stadtgraben lief einst von hier bis zum Broglie-Platz; er war schiffbar und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts kamen die überrheinischen Schiffer aus dem Hanauer Ländchen mit ihren Fahrzeugen diesen Graben herauf, um ihr Holz, Reisig oder Lohe auf dem Quai am Ausgang der grande rue de la Grange abzuladen.

Am westlichen Ende der Langstraße, in die wir wieder eintreten, steht die Kirche zum alten St. Peter. Sie gehört ebenfalls zu den ältesten Kirchen Straßburgs und wurde im vierzehnten Jahrhundert neu auferbaut, in jenem Zeitalter des großen Sterbens, das die kirchlichen Institute so bereicherte. („Von disem Sterbotte wurdent die Kirchen also rich daß man die alten Kirchen zu Strosburg, zu Sankt-Martin, zu Sankt-Niklawes gynesit Brüsch und

zum alten St. Peter abe brach un nuwe weiter Kirchen dar mahte.") Werthvolle Gemälde der alten deutschen Schule, von denen man eine Passionsgeschichte dem bekannten Colmarer Maler Martin Schön oder Schöngauer zuschreibt, machen die Kirche eines Besuches werth.

Bei der Kirche zum alten St. Peter führt die Brücke über den Kanal zum Faubourg national hinüber. Diese Vorstadt hieß ehemals „zu den unteren Wagnern," später die weiße Vorstadt, nach dem weißen Thurm, der im sechzehnten Jahrhundert hier erbaut wurde und der noch existirt. Wie alle die Vorstädte der Nordwestseite wurde auch diese erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Stadtkreis gezogen. Vorher war die eigentliche Stadt durch eine hohe Mauer abgeschlossen, an der sich achtzehn Thürme bis zur Stephanskirche hinzogen. Drei hohe Thürme mit Zugbrücken bezeichneten an dieser Seite die Thore zu den Vorstädten: das Zollthor vor dem Faubourg national, das Speirer Thor vor der Kronenburger Vorstadt und das Burgthor vor der Steinstraße.

In dieser Vorstadt befand sich einst der Johanniterhof mit seinen weitläufigen Häuser- und Gartenanlagen, an den noch die Johannesstraße erinnert. Die Johanniter besaßen bereits zahlreiche Comthureien im Elsaß, ehe sie noch in der Hauptstadt desselben einen Sitz hatten. Da war es jener bekannte Mystiker und Zeitgenosse Taulers, Rulmann Merswin, der, angetrieben von jenem geheimnißvollen Gottesmann im Oberlande, welcher die ganze mystische Bewegung jener Zeit beherrschte, im Jahr 1371 die grüne Insel der Ill und eine Stiftung des Bischofs Werner von Hünneburg ankaufte, eine Kirche erbaute, sie mit Wohnhäusern und Gartenanlagen umgab und Alles dann an die Johanniter schenkte. Der Großprior des Ordens für Deutschland, Conrad von Brunsberg, erwählte die

neue Stiftung zu seiner Residenz und nahm Rulmann in den Orden auf. 1382 endigte hier Rulmann Merswin sein beschauliches Leben.

Die großartigen Räume des Johanniterhofes, die eine weite Fläche zwischen der Ill und der St. Johannesstraße einnahmen, beherbergten nicht selten hohe Gäste. Der Kaiser Maximilian I., der sich so gern in Straßburg aufhielt, nahm hier oft sein Absteigequartier. Der Eckthurm der Befestigungen des Johanniterhofes, der sogenannte Teufelsthurm, der dicht an der Ill stand, war sein Lieblingsaufenthalt. Von hier sah der Kaiser mit jener beschaulichen Ruhe, die er liebte, auf die vorüberströmenden Wasser der Ill oder hinüber nach den blauen Bergrücken, die im Osten und Westen die Landschaft einfaßten. Hier unterhielt er sich mit dem weisen Geiler von Kayserberg über die Heilswahrheiten des Christenthums, nachdem er am Vormittag die Predigt desselben im Münster gehört hatte. Hier bestieg er oft das Boot, um sich auf dem Ill auf und ab rudern zu lassen oder sich zu seiner Tochter zu begeben, zu der Herzogin-Wittwe von Savoyen, die im Gasthof zum Geist wohnte.

Ein solcher Aufenthalt des hohen Gastes kostete die geistlichen Herrn nicht wenig. „Sie beklagten sich," erzählt der Chronist, „deswegen bei Doctor Keisersberger und begehrten seinen Rath wie der Sach abzuhelfen, mit Ermeltem, sie als arme Brüder würdens in die länge nicht erschwingen mögen, darauf er sagt: Hättet ihr gebaut wie arme Brüder, so hättet ihr diese Gäste nicht, weil ihr aber gebaut wie Fürsten, ist's auch billig, daß ihr solche beherbergt."

Obgleich der Rath der Stadt im sechzehnten Jahrhundert den Johannitern die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes verbot, so blieben sie doch im Besitz ihrer

Räumlichkeiten bis zum dreißigjährigen Kriege. Um diese Zeit wies ihnen die Stadt als Aufenthalt die Probstei von St. Peter dem Jungen zu, und ließ auf dem Flächenraum des Johanniterklosters Befestigungen anlegen, die zum Theil noch bestehen. 1766 baute man auf dem Platze der alten Comthurei das Correktionshaus.

Der Comthurei gegenüber befand sich das Augustinerkloster, von dem keine Spur mehr geblieben ist, da die alles verwandelnde Zeit auf den Platz desselben ein Gasthaus zur Stadt Nancy gestellt hat. Die Augustiner, deren Orden der große deutsche Reformator angehört hatte, waren hier in Straßburg die heftigsten Bekämpfer seiner Kirchenverbesserung. Treger, der Provinzial derselben, veröffentlichte 1524 seine Parodoxen gegen die kirchliche Neuerung und forderte die Anhänger derselben zum Kampfe heraus. Die reformatorischen Geister nahmen den Fehdehandschuh auf und im Augustinerkloster sollte es zu einer öffentlichen Disputation kommen, für die der Rath drei Schiedsrichter ernannte. Aber der Bischof verbot Treger, an der Disputation Theil zu nehmen, und der Streit wogte nun hin und her in Schrift und Gegenschrift. „Das Evangelium fing an zu poltern in den Köpfen der guten Bürger, wenn sie Abends in ihren Weinstuben saßen.“ Auch die Weiber, wie wir bereits gesehen haben, waren erregt; sie richteten eine Adresse an die Reformatoren und erboten sich, die papistischen Prediger mit ihren Spinnrocken aus der Kirche zu jagen. Der Rath steuerte der Streitlust der Weiber, aber das Augustinerkloster wurde bald in eine Herberge für arme Pilger (Elenden Herberg) umgewandelt.

Auch die Deutschritter hatten ihren Sitz in diesem Stadttheil bis zum Jahr 1633, in welchem die Stadt auch ihre Räumlichkeiten in Beschlag nahm. Wegen ihres

weltlichen Treibens waren die geistlichen Herrn wenig angesehen, wie das Volkswort bezeugt:

Kleid aus, Kleid an,
Essen, trinken, schlafen gan,
Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han.

Der einst stille Sitz der geistlichen Orden ist jetzt einer der lebhaftesten Stadttheile Straßburgs. Diese Vorstadt ist von alten Zeiten her der Hauptsitz der Straßburger Gärtnerzunft gewesen. Die Zunft der Gärtner war die einzige, die in drei Zunftstuben vertheilt war, von denen jede ein besonderes Zunftgericht hatte. Die erstere dieser Zunftstuben, die der Gartner-Unterwagner, befand sich eben hier in der Weißthurmstraße (rue nationale, No. 6), während die zweite sich in der Steinstraße, die dritte in der Kräuterau befand. Derb und bieder, fleißig und sparsam, die Sitten der Väter treu bewahrend, wie das alte Hausgeräthe, so hat sich diese reiche Zunft der Gärtner bis in die neueste Zeit erhalten. Ob sie auch den raufluftigen Charakter bewahrt hat, den man ihren Ahnen nachsagte und der schon 1507 den Kaiser Maximilian veranlaßte, sich bei dem Rath zu beschweren, weil die Gärtner den Troß seiner Knechte durchgeprügelt hatten? Von ihrem aufbrausenden Trotz legt auch folgende Anekdote Zeugniß ab: die Gärtner hatten von dem Ertrag ihrer Felder bei Königshoffen den Zehnten an das Capitel von St. Thomas abzugeben, wofür dieses ihre Zinspflichtigen mit einem Gastmahl zu regaliren pflegte. Im Jahr 1418 war die Erndte sehr reich ausgefallen, aber trotzdem unterließen die Kanoniker von St. Thomas die übliche Einladung, weil sie einen Mißbrauch abzuschaffen versuchen wollten, der Küche und Keller des Capitels so sehr in Anspruch nahm. Die Gärtner, erbittert über dieß knauserige Benehmen,

steckten die Garbenhaufen, die noch auf dem Felde standen, in Brand, und machten ihrer Erbitterung in folgendem Verse Luft, der in einen Stein eingegraben wurde:

Gottes Barmherzigkeit
Der Pfaffen Grittigkeit
Der Bauern Bosheit
Durchgründ Niemand bey meinem Eid. 1418.

1460 fand man diesen Stein bei Befestigungsarbeiten und fügte ihn bei dem Bau des weißen Thurms den Mauern desselben ein.

Zwischen der Weißthurm-Vorstadt und der Kronenburger Vorstadt liegt der sogenannte Kagenecker Bruch, einst die Ketzergrub' genannt, nach einem Autodafé, von dem uns Kleinlawel in seiner gereimten Chronik erzählt:

1212. In dieser Zeit waren im Land
Viel Leut', die man Waldenser nannt.
Die sagten, daß der Pabst im Lehren
Die ganze heil'ge Schrift thät' verkehren,
Drum wurden sie alle verbannt
Und wo man sie bekam, verbrannt.
Und in diesem zwölften Jahr hat
Man auch zu Straßburg vor der Stadt
Achtzig auf einen Tag verbrannt:
Wird noch die Ketzergrub genannt.

Von der Kronenburger Vorstadt (faubourg de Saverne) gehen wir wieder den Kanal zurück nach dem alten Weinmarkt, der an die Kirche zum alten St. Peter stößt. Der Name dieses Platzes weist auf die Zeit hin, in welcher die Weinzüchter des Unterrheins noch ihren Wein auf den Straßburger Markt führten. Heutzutage ist dieser Platz der Sitz des Gerümpelmarktes, der spottweise die Frankfurter Messe genannt wird.

Die neuen Quai's, die den Kanal entlang errichtet sind — Desaix, Lezai-Marnesia und Kellermann — erinnern uns an die neuere Geschichte Straßburgs und zeigen uns nichts von der alten deutschen Stadt, die wir im Geiste wieder vor uns aufzuerbauen versuchen. Wir lenken daher unsere Schritte den alten Weinmarkt entlang über den Platz „zum ehernen Mann" — nach dem Kleberplatz.

Diesen Hauptplatz Straßburgs ziert seit 1840 das Denkmal des Generals Kleber, von dem er den Namen trägt. Früher hieß er, seit der französischen Occupation, der place d'armes, zur deutschen Zeit der Barfüßerplatz. Das Kloster dieses Ordens stand auf der Seite des Platzes, wo sich später das großartige Gebäude des état major erhob. Zu jener Zeit stand hier auch noch ein hoher Thurm, das Rindshütterthor, durch dessen Bogen der Weg nach dem Rindshüttergraben — fossé des Tanneurs — führte. Da in diesem Thurm neben dem Banner und den werthvollsten Archiven auch der Schatz der Stadt aufbewahrt wurde, so hieß er auch der Pfennigthurm. Zu jener Zeit, da er errichtet wurde, hatten noch die Zorn und Müllenheim Berechtigung und Verpflichtung, die Aufsicht über den Schatz der Stadt zu führen. Nach der Revolution von 1332 ging dieses Amt an drei plebejische Rathsherrn über, die man die Dreyer nannte. Dieses finanzielle Kleeblatt repräsentirte die Dreitheilung der alten Bevölkerung, wenn auch alle aus dem Kreis der Zünfte gewählt, doch noch durch ihre Beinamen, indem der erste der Junker, der zweite der Bürger und der dritte der Bauer hieß. Im fünfzehnten Jahrhundert schlug der Blitz in den Thurm ein und verbrannte den oberen Theil, der nie wiederhergestellt wurde. Auf der Platte, die hierdurch entstand, wurde ein großer steinerner Tisch errichtet, an dem die Väter der Stadt bei besonderen Gelegenheiten ein Gast-

mahl hielten. Im Jahr 1746 wurde der alte Thurm zerstört und seine Steine zum Bau der Finkmattkaserne mitverwendet.

Um diese Zeit war es, daß der Barfüßerplatz überhaupt seine alte Physiognomie verlor. Auf Antrieb des préteur royal Gayot schickte der Rath detaillirte Pläne der Stadt an den Hofarchitekten Blondel, damit durch seine Anordnungen die alte Stadt einen mehr modernen, die deutsche einen mehr französischen Charakter erhalte. Seinen Plänen zufolge wurde der Barfüßerplatz in jenes längliche Viereck umgewandelt, das wir heute vor uns sehen. Die ganze eine Langseite desselben nahm das Hôtel der Platzcommandantur ein, in dessen ersten Stock man in neuester Zeit die Gemäldegallerie verlegte.

Der Kleberplatz oder place d'armes, wie er damals hieß, bewahrt vor allem Erinnerungen an die Revolutionszeit. Wir verlassen ihn und suchen, in das Schulgäßchen oder in die rue de l'Outre einbiegend, die neue Kirche und das Gymnasium auf.

Die sogenannte neue Kirche war früher die Kirche der Dominikaner. Diese waren im Jahr 1210 nach Straßburg gekommen, um, wie Specklin sagt, „wider die Ketzer zu reformiren"; „denn dieweil der Pabst die Kaiser bannte, derweil rissen sich die Ketzer ein in allen Landen." Die Früchte ihrer Thätigkeit zeigten sich bald genug; der Name der Ketzergrub' erzählt uns von den achtzig Waldensern, die im Jahr 1212 verbrannt wurden. Der Rath sah sich veranlaßt, ihrem Eifer zu steuern; er verbot ihnen, ohne ausdrückliche höhere Genehmigung mit Nachspüren und Verhören der sogenannten Irrgläubigen sich ferner abzugeben. Im Volke genossen jedoch die Dominikaner großes Ansehen. Die heilige Elisabeth stiftete ihnen bei ihrem Besuche Straßburgs ein Kloster, dessen Räumlichkeiten dem

immer mehr anwachsenden Orden jedoch bald nicht mehr genügten. Reiche Stiftungen einiger Chorherrn des hohen Stiftes und der adligen Geschlechter Burggraf und Rebstock ermöglichten den Bau eines größeren Klosters und einer stattlichen Kirche, die im Jahr 1260 eingeweiht wurde. Der große Thurm der Kirche wurde erst ein halbes Jahrhundert später erbaut.

Zu der Zeit, als das päpstliche Interdikt auf allen Ländern und Städten lag, die den Kaiser Ludwig den Bayer anerkannten, hörten auch die Dominikaner auf, Messe zu lesen und zu predigen. Der Rath ließ ihnen hierauf sagen: „da sie hätten zuvor gesungen, so sollen sie auch fürder singen, oder aber aus der Stadt springen." Hierauf zogen die Dominikaner aus der Stadt und ließen ihr Kloster über drei Jahre leer stehen. Zehn Jahre später lebte ein Mann im Predigerkloster, der unter seinen Zeitgenossen das höchste Ansehen genoß, Johannes Tauler. Sein Grabstein in der Kirche zeigte der Nachwelt sein Bild, in Lebensgröße eingehauen; in der linken Hand hält er ein agnus dei, auf das er mit der Rechten hindeutet. Ueber dem Haupte stehen die Worte abgekürzt: In Jesu Christo, auf der Brust unter einer Krone J H S (Johannes Tauler).

In der Reformationszeit wurde das Kloster bald von den Mönchen verlassen. Nach dem Interim wurde die Kirche definitiv dem evangelischen Gottesdienst übergeben, und nach der Capitulation Straßburgs, die das Münster den Katholiken zurückgab, wurde sie die Hauptkirche der Evangelischen.

Aus dem verlassenen Klostergebäude aber wuchs jenes Straßburger Gymnasium hervor, das in der Geschichte der Pädagogik eine so bedeutende Stelle einnimmt. Eine neue Schule mit der neuen Kirche zu verbinden — das

war die Absicht der Reformatoren auch in Straßburg, und der Rath der Stadt war einsichtsvoll genug, ihre Pläne zu fördern. Nachdem der gelehrte Wimpfeling seine Ansichten über ein neues Unterrichtsinstitut zur Verbreitung der classischen Studien dem Rathe eingereicht hatte, beschloß man, an die Spitze dieses Institutes einen erfahrenen Pädagogen und tüchtigen Mann der Wissenschaft zu berufen. Der Städtemeister Sturm von Sturmeck war es, der die Wahl auf Johannes Sturm von Schleida lenkte; dieser eröffnete am 22. März 1538 die neue Schule, die unter seiner Leitung bald rasch emporblühen sollte.

Wenige Schritte führen uns von dem Gymnasium über die Meisengasse nach dem Broglie-Platz.

Der Broglie-Platz ist der eleganteste Stadttheil Straßburgs, der Sitz der Finanzwelt und Aristokratie. Aus diesen Häuserreihen moderner Bauart die Züge der alten Stadt herauszufinden, muß uns schwer fallen. Und doch ist dieser Theil der Stadt zugleich der älteste, unter dessen Boden die Steine der alten Römerkolonie ruhen. Er war später, als Straßburg für den Handel bedeutend wurde und seine Messen die Kaufleute des linken und rechten Rheinufers zusammenführten, der Pferdemarkt; Roßmerkete nennen ihn Closener und Königshoven. Hier fanden im Mittelalter die Turniere statt, wie das glänzende vom 12. September 1390. Andere Zeiten bringen bekanntlich andere Sitten und so sehen wir denn auf dem alten Tummelplatz der Ritterschaft im Jahr 1632 zu Ehren des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna und des Generals Torstenson ein glänzendes Carroussel veranstaltet, an dem ein großer Theil des elsäßischen Adels Theil nahm. Unter der französischen Herrschaft wurde der alte Pferdemarkt in eine Promenade verwandelt, an deren Nordseite sich im Anfang dieses Jahrhunderts das schöne Theater erhob.

Promenade und Platz erhielten den Namen des Marschalls Broglie, der damals Oberkommandant im Elsaß war.

Dieser Platz war bereits im Mittelalter der Sitz des vornehmsten Adels. An der Stelle der Mairie erhob sich im vierzehnten Jahrhundert das Haus der Herren von Ochsenstein. Hier starb Leopold von Oesterreich, der Bruder Friedrichs des Schönen, der sich, während seiner Kämpfe im Elsaß erkrankt, hierher zurückgezogen hatte. Das Haus kam nach dem Aussterben der Familie mit ihren Gütern an die Lichtenberger und von diesen an Hessen-Darmstadt. Der Prinz Ludwig Friedrich von Hessen, Commandant des Regiments Royal-Hesse, ließ 1736 das gegenwärtige Hôtel erbauen, das bei der Güterveräußerung der Revolutionszeit die Stadt für sich acquirirte, um es zum Sitz der Mairie zu machen.

Links vom Theater zeigt sich die Artillerieschule. Hier stand einst das Kloster der h. Clara, das im Jahr 1525 aufgelöst wurde und an dessen Stelle die Stadt zwanzig Jahre später ihr Arsenal erbaute. „Straßburger Geschütz" war bekanntlich in alten Zeiten ebenso berühmt wie „Nürnberger Witz," „Augsburger Pracht" und „Venediger Macht." Bei der Capitulation von 1681 besaß die Stadt 281 Geschütze, die in die Hände der Franzosen fielen. Unter denselben befand sich neben dem „Rohraffen" und der „Rohräffin" auch die berühmte „Meise," von der die Straßburger den Beinamen der Meisenfänger erhielten. Auch Heinrich II. von Frankreich hatte 1552 den Pfiff dieser Meise zu hören; die colossale Kugel derselben fiel dicht neben dem Zelte des Königs bei Hausbergen nieder und der wohlgezielte Schuß, wie überhaupt das entschlossene Auftreten der Straßburger flößten ihm solchen Respekt ein, daß er sich auf den Rückweg machte.

Die Häuser Nr. 3, 4, 5 auf der Seite des Arsenals

waren von den reichsten Familien des elsäßischen Adels bewohnt, von den Landsperg, den Wangen von Geroltseck u. a. Das Haus Nr. 4 war später das Wohnhaus der Familie Dietrich, in deren Salon die Marseillaise des Rouget de l'Isle ertönte, der in der Nähe, rue de la mesange, 8, wohnte.

Auf der anderen Seite des Theaters, nach der rue brulée zu, in der Nähe der Präfektur, standen früher zwei lange Gebäude, von denen das eine später zur Aufbewahrung von Theatercoulissen diente, das andere die Archive des Departements des Niederrheins barg. Diese Gebäude sind Monumente der Vorsicht und Weisheit der Väter. In Zeiten des Ueberflusses kaufte man Getreide ein, das hier als Vorrath niedergelegt wurde, um in Zeiten der Theuerung die Preise herabzudrücken oder in Kriegszeiten als Proviant zu dienen.

Von der place Broglie zur rue brûlée — der alten Brandgasse — führt die rue de la comédie, einst das „Lurgässel" genannt, da sich hier eine dem h. Lucas gewidmete Kapelle befand. Diese verdankte ihre Entstehung dem Erdbeben von 1356 und 57, das so stark war, daß die Glocken von selbst zu läuten anfingen und die Bewohner sich entsetzt ins Freie flüchteten. Auch der Rath soll damals seine Sitzungen nicht in der Pfalz, sondern am Ufer der Ill im Freien abgehalten haben. Da dieses Erdbeben am St. Lucastag am stärksten war, so verordnete der Bischof Johann von Lichtenberg eine Procession, die sich jährlich am Tage dieses Heiligen durch die Straßen nach der Kapelle bewegte, die ihm hier erbaut wurde. Die Reformationszeit machte der Procession ein Ende und brachte die Kapelle in Verfall.

In der rue brûlée interessirt uns besonders das Haus Nr. 29, das alte hôtel de Marmoutier, der Abtei

Maurmünſter angehörig, an das ſich ein für die Geſchichte der Stadt Straßburg bedeutſames Ereigniß knüpft. In dieſem Hauſe fand nämlich 1332 jenes Bankett des Adels ſtatt, bei dem die Zorns und Müllenheims in einen Streit geriethen, der Waffengeräuſch durch die Stille der Nacht erſchallen ließ und der erſt durch die Intervention der bewaffneten Bürgerſchaft beigelegt wurde. Einmal in Waffen nutzte dieſe ihre Macht aus, ſtürzte die alte Verfaſſung und theilte den zwölf adeligen Rathsherrn noch zwölf bürgerliche zu. Außerdem wählte ſie vier Städtemeiſter, die ſich in ihren Funktionen ablöſen ſollten, und zwei Jahre darauf wurde die neue Conſtitution von Rath und Bürgerſchaft beſchworen. — Im Nebenhauſe wohnte jener Jacob Sturm, der in der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt eine ſo ehrenvolle Stellung einnimmt, der Gründer des Straßburger Gymnaſiums, an deſſen Spitze er ſeinen Namensvetter Johannes Sturm von Schleida berief.

Aus der rue brûlée führt die rue du dome zum Münſter zurück. In der Domſtraße (Pfaffengaß) werden wir erinnert, wie gern die deutſchen Kaiſer ihre getreue Stadt Straßburg aufzuſuchen pflegten. Im Hauſe des Café Baur ſoll Rudolph von Habsburg gewohnt haben, als er noch Befehlshaber der ſtädtiſchen Kriegsmacht war. Im Nebenhauſe hat mancher deutſche Kaiſer ſein Abſteigequartier genommen, auch Maximilian, der im Ganzen zwanzigmal Straßburg beſucht haben ſoll, und ſein Enkel Karl V. am 19. September 1552 auf ſeinem Zuge gegen Metz.

Der Name der Judengaſſe, die wir kreuzen, erinnert uns an die Schrecken der „unmüßigen Woche" des Jahres 1349. Das „große ſterbote" jenes Unglücksjahres hatte auch in der Straßburger Bevölkerung den Wahn erzeugt, daß die Juden an dem Verderben Schuld trügen, das die ganze Chriſtenheit vernichten zu wollen ſchien. Der

Rath ließ alle Brunnen verschließen und befahl, daß man das Wasser im Bach schöpfe. Aber solche Vorsichtsmaßregeln genügten der erregten Bevölkerung nicht. Man schrie nach Rache und forderte von dem Rathe, daß er die Giftmischer vertreiben solle. Der Ammeister Peter Schwarber nahm die Verfolgten in Schutz. Damit hatte die „bewegte Woche" ihren Anfang genommen. Am 9. Februar, einem Montag, bewaffnete sich das Volk, zog auf die Pfalz, setzte den Ammeister und die Städtemeister ab und wählte neue Beamte, zum Ammeister den Metzger Betschold. Am Mittwoch mußte der neue Magistrat den Eid leisten. Den Tag darauf schwor die Bürgerschaft. Am Freitag wurde dem edlen Schwarber der Proceß gemacht. Er wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt und aus der Stadt gejagt. Die ganze Woche über hatten die Juden, in ihrem Viertel eingeschlossen, mit Zittern und Zagen dem Ausgang der Dinge entgegengesehen. Ihr Festtag, der Samstag, der letzte Tag dieser Woche, brachte Schrecken ohne Ende. Das Thor des Quartiers öffnet sich und eine wutherbitterte, durch ihren Sieg berauschte Menge strömt herein. Man steckt die Häuser in Brand, man schlägt Greise und Frauen nieder und schleppt die Kinder davon, um sie taufen zu lassen. Kein Erwachsener entgeht dem Flammenbrand und dem Blutbad, außer wer sich taufen läßt. Haufen von ihnen treibt man zu ihrem Kirchhof, wo ein Scheiterhaufen errichtet wird, in dessen Flammen man die Unglücklichen stößt. „Der worent wol uffe zwei tusent," sagt der Chronist, „alse mon ahtete. Wele sich aber woltent lon touffen, die lies mon leben. Das waz ouch die Vergift, die die Juden dohte, wan werent sü arm gewesen unn werent in die landesherren nüt schuldig gewesen, so werent sü nüt gebrant worden."

Auf dem Grund und Boden der an die Brauerei zum

rothen Löwen stoßenden Gebäude stand einst der alte Hennebergerhof, der von Kanonikern der Kathedrale bewohnt war. An dieses Haus knüpfen wir einen Bericht, den uns Bühlers Chronik über eine von einem Domherrn veranstaltete Mummerei gibt und die ein helles Schlaglicht auf das meist sehr weltlich lustige Treiben der geistlichen Herrn wirft. In der Chronik heißt es: „1556 da hat des Hohenstifts Straßb. Thumdechant Graf Johann Christoffel von Zimmern eine Mumerey allhie in seinem Hof in der Judengasse, unten nit weit von Sankt Andreas, genannt der Hennebergerhof angestellt uf Sonntag nach Herrenfastnacht, und ist das Fastnachtspiel also angestellt gewesen, daß etliche sind auf Pferden geritten, doch uf itel Buren Gurren, zuvorderst mein gnädiger Herr der Thumdechant selbst und Doktor Johann Heßler und Herr Hans Jakob Rapp Apotheker vor dem Münster, und Meister Jörg Frank der Schneider am Stephansplan, der hat das Rennfähnlein gefürt und Herr Paulus Gärtner und sein Schwager Florentz Hal der Schaffner von Eschau und ich selbst, Sebald Bühler, bin mit geritten ꝛc., und hatten alle weiße Hember an und schwartze gestrickte seidene Hauben vor dem Angesicht und Bader Hütlein uf und jeder eine lange Bauren Geyßel in den Händen. Also ritte man sobald die Mittagspredigt im Münster us gewesen us vorgenannten Hof us, die Judengasse hinauf, die Kurbengaß hinab über die Schindbrücke und zum Metzgerthor hinaus nach Eschau. Und reit ein Sackpfeifer und ein Schalmayer vorann die pfiffen durch die Stadt hindurch und war ein groß Geläuf mit Buben, bis schier hinaus zur Warth; wir hatten auch etliche Trabanten mit Knebelschießen. Als wir in Eschau angekommen, war ein köstlicher, fürstlicher Nachtimbiß in des Herrn Thumdechanten Behausung zugericht."

Aus der Judengasse führt uns die Jungfrauenstraße — rue des pucelles — zum Stephansplatz, so benannt nach der alten Stephanskirche, die von dem Bruder der h. Odilie, dem Herzog Adalbert 717 gegründet wurde. Sie war mit einem Nonnenstift verbunden, dessen erste Aebtissin die Tochter dieses Adalbert, die h. Athala, war. Die wunderthätigen Reliquien dieser Heiligen zogen später Kirche und Kloster großes Ansehen und reiche Schätze, aber auch den Neid des Bischofs Wilderolf zu, der sein Münster geschädigt sah an Ansehen und Einkommen durch die Verehrung, die man allgemein der Stephanskirche zollte. Er befahl daher seinen Dienern, zur Nachtzeit heimlich die Gebeine der h. Athala zu entführen und sie an einem sicheren Orte zu vergraben. Aber ein „Evangelier" zu St. Stephan erfuhr diesen Anschlag und brachte die Reliquien zu rechter Zeit in Sicherheit. Aus Rache, daß er seinen Plan vereitelt sah, nahm der Bischof mit Gewalt dem Kloster einen guten Theil seines Besitzthums weg. Die Strafe sollte nicht ausbleiben und sie kam in einer Weise, die uns an die Sage vom Mäusethurm bei Bingen erinnert. Ratten und Mäuse bissen den Bischof und Niemand konnte ihn vor dieser Strafe schützen. „Also floch er in ein schif uf das waßer. do swummen die müse zu ime und nugent sin lebende fleisch. do bichtet er das er es an sant Atteln heiltum hette wohl verschuldet und starp."

Daß die Aebtissinnen dieses Klosters in späterer Zeit nicht immer Heilige waren, darüber besitzen wir ein geschichtliches Zeugniß. Ums Jahr 1545 hatte die Aebtissin Adele von Andlau ein anstößiges Verhältniß zu einem Mönch im Kloster des h. Arbogast. Sobald dieses Verhältniß ruchbar wurde, setzte der Rath sie ab und wollte die beiden Liebenden zur Ehe zwingen. Die Aebtissin,

die ihre Einkünfte und ihre Stellung nicht verlieren wollte, wandte sich an Karl V., der sich damals in Speier aufhielt. Aber dieser entgegnete auf ihre Beschwerde: „Liebe Frau, diese Klöster sind für Jungfrauen gestiftet, die Gott dienen, dieweil ihr aber habt der Welt gedient und zur Ehe gegriffen, so kann ich euch nicht helfen."

Auf dem Stephansplatz zieht das große Eckhaus der Kreuzstraße unsere Blicke auf sich. Hier fanden einst die Versammlungen und Feste des elsäßischen Adels statt. Das elsäßische Wappen an der Façade hat die Revolution herabgerissen. In der Jungfrauenstraße, die ebenfalls an das alte Nonnenkloster erinnert, führte das Haus Nr. 4 den Titel „Zu den sechs güldnen Stäben." Hier hielten 1577 die Hugenotten ihre Versammlungen ab, nachdem der Rath ihnen den öffentlichen Gottesdienst untersagt hatte. Anfangs hatte man die um ihres Glaubens Verfolgten bereitwillig aufgenommen; später wurden ihrer so viele, daß sich der Rath veranlaßt sah, dem Emigrantenwesen zu steuern, da die Stimmung unter der Bürgerschaft sich gegen dieselben aussprach. So äußert sich auch ein Chronist jener Zeit: „Auch in diesem Jahr sind viel verloffene Welschen und Niederländer hieher kommen und haben sich also dermaßen allhie ingeflickt und sind zu Burger worden und sich allhie verheirathet, und ist des Hudelmanns-Gesindel so viel geworden, daß die Stadt gar noch den dritten Theil welsch gewesen. Also daß man letzthin keinen mehr hat wollen annehmen und sich keiner mehr hat verheirathen dürfen und haben alle das Evangelium zum Deckmantel genommen, sie seyen um des Evangeliums willen vertrieben worden."

Aus der Jungfrauenstraße führte das Himmelsgäßchen in die Bruderstraße — Benennungen, die uns nicht verleiten dürfen, einen gewissen Zusammenhang zwischen dem

Sitze der Kanoniker, dem Bruderhofe, nach dem die Straße benannt ist, und dem der frommen Schwestern zu vermuthen. In dieser Gegend wohnte einst jener Wilhelm von Fürstenberg, der ein berüchtigter Landsknechtführer war und als solcher der Stadt Straßburg mehrmals wirksame Dienste geleistet hat. Zur Belohnung derselben erleichterte die Stadt ihm die Erwerbung von Grundstücken, auf denen er sich ein neues Haus erbauen wollte. Als er aber dieß Haus nach alter guter Ritterſitte mit Mauern und Graben absperren und Thürme und Zugbrücken errichten wollte, erhob die Stadt Einsprache, „da sie mächtig genug sei, sich zu vertheidigen und alle, die unter ihrem Schutze stünden." Gekränkt verließ der Fürstenberger die Stadt und trat in die Dienste Karls V.

Die Bruderstraße führt uns zum Seminar, dem ehemaligen Bruderhof, der der Hauptsitz der Kanoniker des hohen Stiftes in jenen Zeiten war, in denen die Söhne der edelsten Familien Deutschlands sich um Ehre und Vortheil bewarben, die beides die Würde eines Kanonikers und Domstiftsherrn brachte. Auf dem Boden des Lyceums, das an das Seminar stößt, erhob sich dereinst das alte Haus „zum Thiergarten," in welchem sich die Werkstätte jenes Schlettstadter Johannes Mentelin befand, der von vielen seiner Zeitgenossen als Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen wurde.

An diese weitläufigen Gebäude und Massenbauten, die der hohe Dom doch so stolz überragt, reiht sich das vor kurzem noch kaiserliche Schloß. Auf den Grundmauern desselben stand einst das Haus der Bischöfe, die Pfalz genannt, so lange sie noch die Gerichtsbarkeit besaßen, während später, nachdem die Väter der Stadt Verwalter des Rechts geworden, dieser Name an das Rathhaus überging. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts war das Schloß

der Bischöfe, deren gewöhnliche Residenz nach der Reformation Zabern geworden war, in sehr baufälligem Zustande. 1731 ließ der erste Bischof aus dem Hause Rohan den Neubau beginnen. 1791 wurde das Schloß als Nationaldomäne verkauft und die Stadt, die es acquirirte und für eine Zeit lang zum Sitze der Municipalität machte, schenkte es später dem Kaiser Napoleon; der alte Name des Schloßplatzes, Frohnhof, bedeutet wohl nur soviel als Herrenhof, da er an des Herren, des Bischofs Haus stieß. Andere sehen in diesem Namen ein Zeugniß für die Art, die den Bau des kolossalen Domwerkes möglich machte; er vergegenwärtigt ihnen Schweiß und Arbeit der Frohndienste, die das ganze Land leisten mußte, auf daß „unser lieben Frowen werg" so stolz in die Höhe steigen konnte. Aber die Frohnde, die Hunderte von Karren und Wagen hierherzog und Tausende von Händen dort droben am Steinwerk beschäftigte, reichte nicht aus zu diesem Wunderwerk. Auch der fromme Wahn, auch das Verdienst der guten Werke mußte in seinen Dienst gezogen werden. „Lieben Freunde," schrieb der Bischof aus, „steuert unserer lieben Frau zu ihrem Bau gen Straßburg, wenn ihr Gnad haben wollt; es seye gestohlen, geraubt, unfertig Gut, der lege es darein, der hat hiemit Vergebung der Sünden, es ist unserer Frauen ein guts Gut." Und Tausende folgten dem bischöflichen Rufe. „Das ganze Land," erzählt der Chronist, „fuhr in das Kronthal und holte Stein, es kamen die Fuhrleut auf 10 und 12 Meilen und noch weiters her und führten Stein Gott und unserer Frauen zu Ehren. — Wenn man die Büchsen voll nach Straßburg brachte uff unser Frauenhus, gab man Ablaß und zu essen."

Da stehen wir wieder vor dem Riesenbau, wir schauen wieder hinauf an dem steinernen Laubwerk bis zur erhabenen Thurmspitze, — unser Gang ist beendigt.

3. Die Capitulation von 1681.

Die Geschicke des Elsaß sind, wie keiner anderen deutschen Landschaft, immer eng verbunden gewesen mit Auf- und Niedersteigen, mit Größe und Schwäche unseres Vaterlandes. Wie der Glanz der Hohenstaufenzeit seine Strahlen auch auf den Gau am Oberrhein warf, wie der deutsche Geist im Reformationszeitalter auch dort die schönsten Blüthen trieb, so wurde das siebzehnte Jahrhundert, das unheilvollste der deutschen Geschichte, auch für das Elsaß eine traurige und verderbliche Zeit. Straßburg, so lange das Symbol deutscher Größe und Herrlichkeit, sollte nun auch für lange Zeit das Symbol deutscher Schwäche und Erniedrigung werden.

Der dreißigjährige Krieg, der ganz Deutschland zerrüttete und seine Kraft für lange Zeit brach, hatte auch im Elsaß schrecklich gewüthet. Ein Memoire des Intendanten Lagrange, das sich auf der Straßburger Bibliothek befand, berichtet, daß die Bevölkerung dieses Landes, „deren Naturell die Freude ist, weil man früher auf dem Lande nichts anderes sah, als Geigen und Tanzen," im dreißigjährigen Kriege ein volles Drittel seiner Bevölkerung eingebüßt habe. Der westphälische Friede wurde darum auch hier freudig begrüßt als Erlösung von den Schrecken des „Schwedenkrieges," und in diesem Gefühl der Erlösung verschmerzte man leichter die Lösung des Bandes, das so viele Jahrhunderte das Elsaß mit Deutschland vereinigt gehalten hatte. Der Artikel 11 des Friedensschlusses zerschnitt dieses Band. „Es begeben sich," hieß es in demselben, „der Kaiser für sich und das ganze Haus Oestreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Nieder-

Elsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu derselben gehören" u. s. w. Eine Milderung dieser demüthigenden Bedingungen schien im 12. Artikel enthalten zu sein. „Der allerchristlichste König soll gehalten sein, nicht allein die Bischöfe zu Straßburg und Basel mit der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen, durch die beiden Elsaß dem Reich unterworfenen Stände, die Abtei Murbach und Ludern, die Aebtissin zu Andlau, das Benediktinerkloster im St. Gregoriusthal, die Pfalzgrafen von Lützelstein, die Grafen und Barone von Hanau, Fleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsaßes Ritterschaft, ingleichen die genannten zehn Reichsstädte, die zum Amte Hagenau gehören, in der bisherigen Freiheit, der Unmittelbarkeit gegen das römische Reich zu erhalten, so daß er keine königliche Hoheit an denselben fordern kann, sondern mit den Rechten zufrieden sein soll, welche dem Haus Oestreich zustanden und hiermit der Krone Frankreich übergeben werden."

Man weiß, wie der allerchristlichste König Friedensschlüsse zu respektiren pflegte. Als der Graf von Harcourt die Landvogtei zu Hagenau antrat, hatte er die Rechte und Privilegien der zehn Reichsstädte bestätigt und eidlich versprochen, sie auf keinerlei Weise zu beeinträchtigen. Aber kaum hatte nach des Cardinal Mazarin Tod (1661) Ludwig XIV. die Zügel der Regierung ergriffen, so versammelte der Herzog von Mazarin, der Nachfolger des Grafen Harcourt in der Landvogtei zu Hagenau, die Abgeordneten der zehn Städte und verlangte von ihnen, daß sie dem Könige von Frankreich, als ihrem Souverain, den Eid der Treue schwören sollten. Die Städte weigerten

sich anfangs und beriefen sich auf ihre Eigenschaft als unmittelbare Glieder des deutschen Reiches, die durch den westphälischen Frieden nicht alterirt worden sei. Aber nach 22tägigen Verhandlungen willigten sie endlich ein und leisteten den Schwur.

Nach solchen Vorgängen mußte auch Straßburg auf Wahrung seiner Sicherheit und Selbstständigkeit bedacht sein, obwohl der westphälische Friede seine Integrität bestätigt hatte. Es war vorauszusehen, daß das unersättliche Frankreich auch zuletzt nach der Perle des Elsaß seine Hand ausstrecken werde, nachdem es ringsherum seine Herrschaft befestigt hatte. Die freie Stadtrepublik hatte vor Allem Vorsicht anzuwenden, dem allmächtigen Beherrscher Frankreichs, dessen Grenzpfähle ihr enges Gebiet einschloßen, auch nicht den geringsten Anlaß zu Feindseligkeiten zu geben. Sie machte daher alle Anstrengungen, in dem nachfolgenden Krieg zwischen Frankreich und Deutschland eine Neutralität zu behaupten, die freilich wegen ihres Verhältnisses zum deutschen Reich fast eine Unmöglichkeit war. Und doch gelang es ihr wirklich, ihre neutrale Stellung — allerdings eine, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, für Deutschland wohlwollende Neutralität — mit so viel Umsicht und Klugheit zu behaupten, daß Meister Louvois lange Zeit keine schwache Stelle finden konnte, wo er den Hebel seiner Ränke und Gewaltthaten ansetzen konnte.

Im Jahre 1672 hatte die Stadt Straßburg zuerst zu erfahren, wie mißlich ihre Lage zwischen zwei mächtigen kriegführenden Staaten war, von denen sie dem einen, wenn auch nur lose verbunden, angehörte. Im Sommer dieses Jahres hatte Ludwig seinen Raubkrieg gegen die niederländische Republik eröffnet und in wenigen Wochen das wehrlose Land besetzt. Schon stand er vor den Thoren

Amsterdams, da setzte seinem Vordringen die Verzweiflung der freien Niederländer ein Ziel, die lieber ihr Land den Fluthen des Meeres, als den französischen Raubhorden preisgeben wollten. Wilhelm von Oranien stellte sich heldenmüthig an die Spitze seines Volkes, dem nach einem Jahre der tapfersten Ausdauer ein Bündniß Deutschlands und Spaniens Hülfe und Erleichterung brachte. Von da an wandte sich der Krieg den spanischen Niederlanden und den deutschen Grenzländern zu. Die Pfalz und das Elsaß wurden der Schauplatz der französischen Mordbrennereien, die das eigne kaum erworbene Land nicht schonten, da es ihnen eben nur erobertes Feindesland war. Condé, der mit Turenne zusammen befehligte, hielt für nöthig, die neuerbaute Rheinbrücke bei Straßburg zu zerstören, um dem Feinde das Elsaß zu verschließen. Der Commandant von Breisach, Herr von Lescouet, wurde mit der Ausführung beauftragt. In der Nacht zum 4. November 1672 fuhr er mit einigen Brandern den Fluß hinunter und schon vor Tagesanbruch war die Brücke durch das Feuer zerstört. Bei der Nachricht von diesem unerwarteten Ereigniß beschuldigten die auf das Aeußerste entrüsteten Bürger Straßburgs ihren Magistrat des Verraths, der indeß dem Geschehenen ganz fremd war. Schon im Februar 1673 wurde die Brücke wiederhergestellt. König Ludwig, aufgebracht über eine Handlung freier Selbstständigkeit, deren Recht seine unumschränkte Willkür verdroß, bemächtigte sich aller im Hafen von Philippsburg liegenden Handelsschiffe der Straßburger und gab sie nicht eher heraus als bis die Brücke von Neuem abgebrochen wurde. Ueber solche Nachgiebigkeit ihres Magistrats waren die Straßburger sehr erbittert und da sie sich nicht anders rächen konnten, warfen sie dem französischen Residenten die Fenster ein. Den 15. August 1673 kam dann Lud-

wig XIV. selbst nach Breisach und gab Befehl, um dem Feind zuvorzukommen, in aller Eile die zehn Reichsstädte militärisch zu besetzen. Kolmar, das, wenn es die Mittel gehabt, gern widerstanden hätte, kam zuerst an die Reihe. Nach vierzehn Tagen waren seine sämmtlichen Festungswerke dem Boden gleich gemacht. In kurzen Zwischenräumen folgten Schlettstadt und Hagenau. Straßburg schien dem König zu mächtig und wohlbefestigt, um mitten im Kriege einen Angriff zu wagen. Doch rückte er bis Eckbolsheim vor und plünderte die um die Stadt gelegenen Dörfer. Das Elend zu vollenden, bezog Turenne im Elsaß Winterquartiere.

Das folgende Jahr 1674 brachte neue Bedrängnisse. Bald standen die Kaiserlichen, bald die Franzosen an der Rheinbrücke und begehrten freien Uebergang. Die unentschiedene Schlacht bei Enzheim hatte keine andere Folge, als daß die Kaiserlichen und die Franzosen beide im Elsaß Winterquartiere bezogen, jene im Süden, diese im Norden. Das folgende Jahr 1675 brachte dann wieder das ganze Elsaß in die Hände der Franzosen, die jetzt auch den Rhein überschritten und siegreich vordrangen, bis ihr Oberbefehlshaber bei Saßbach durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Der Tod Turenne's war für die Franzosen eine Niederlage; eine zweite brachte ihnen Montecuculi bei. Neue Kämpfe im Elsaß folgten, bis Montecuculi wieder auf das rechte Rheinufer zurückging.

Im Jahr 1676 wechselten beide Heere ihre Anführer. An die Stelle Condé's, der zuletzt befehligt hatte, trat der Herzog von Luxemburg, die Kaiserlichen führte der Herzog von Lothringen ins Feld. Nach unentschiedenen Kämpfen war der Lothringer zuletzt siegreich und drang im folgenden Jahr bis Metz vor, als plötzlich die Ankunft des Marschalls Crequi, der mit einem Hülfscorps heran-

gezogen war, eine Wendung brachte. Die Kaiserlichen wurden zurückgedrängt und das Ende des Jahres sah die Franzosen wieder auf dem rechten Rheinufer. Dabei wurde der Krieg mit unerhörter Grausamkeit geführt und die Franzosen wütheten im Elsaß, wie im Feindesland. Eine französische Freischaar unter dem Befehl des Parteigängers Labrosse zog mordbrennerisch durch das unglückliche Land, Weißenburg und Hagenau gingen in Flammen auf und die Bewohner wurden ihrer letzten Habe beraubt.

Einen ernsteren Conflikt zwischen der freien Stadt und dem mächtigen Nachbarstaat brachte das Jahr 1678.[1] Ende April dieses Jahres rückte der Herzog von Lothringen mit 40,000 Mann ins Feld und ließ sein Heer zwischen Offenburg und dem Fort von Kehl lagern, das die Rheinbrücke auf der rechten Seite deckte. Seine Absicht war, den Franzosen den Breisgau zu verschließen und zugleich Freiburg zu belagern, das sich noch in den Händen des Feindes befand. Allein dem Marschall von Crequi gelang es, nach einer Reihe günstiger Gefechte im Kinzigthal bis Offenburg vorzudringen, während der Herzog von Lothringen sich hinter diese Stadt zurückzog. Der Marschall Crequi, seinen Vortheil benützend, wollte sich der Rheinbrücke bemächtigen und nachdem er sein Hauptquartier in einem Meierhof aufgeschlagen hatte, der dem Straßburger Hospital gehörte, forderte er den Magistrat auf, ihm die Kehler Schanze zu übergeben, damit er eine Garantie für die

1 Wir folgen bei der nachfolgenden Darstellung fast ganz dem Quellenwerke des Elsäßers Coste (Reunion de Strasbourg à la France, Straßburg 1841), der die beiden anderen für diesen Gegenstand grundlegenden Werke von Rentzinger (Documents historiques relatifs à l'histoire de France, Straßburg 1819), und von Vanhuffel (Documents inédits concernant l'histoire de France et particulièrement de l'Alsace. Paris 1840) kannte und benützte.

Einhaltung der so oft versprochenen Neutralität erlange. Damit wären dem Herzog von Lothringen alle seine Magazine, sein letzter Zufluchtsort abgeschnitten gewesen. Daher antwortete der Senat, er könne die Schanze unmöglich übergeben, ohne sich in eine feindselige Stellung zu dem Reich zu bringen. Der Marschall befahl nun ungesäumt den Angriff auf das Fort; die Garnison vertheidigte sich, angespornt durch die Anwesenheit vieler Magistratsmitglieder, mit großer Tapferkeit. Aber ein Zufall — das Einschlagen des Blitzes — unterstützte den Angriff, das Fort wurde gestürmt und ein großer Theil der Besatzung mußte über die Klinge springen.

Nach der Besetzung der Forts suchte der Marschall Crequi, um sein friedensbrüchiges Benehmen zu beschönigen, Unterhandlungen mit der Stadt anzuknüpfen. Aber da diese seine Unterhändler kurz zurückwies, schleifte er die Brücke und legte den Ort Kehl selbst und den größten Theil der Rheinbrücke in Asche. Hierauf überschritt er den Rhein, bemächtigte sich, unter fortwährenden Versicherungen, die Neutralität Straßburgs respektiren zu wollen, des Schlosses Lichtenberg, das zwischen der Stadt und dem Rhein lag, und lagerte sich mit seinem Heere auf den Höhen von Schiltigheim. Alles deutete darauf hin, daß der Marschall eine ernstliche Belagerung der Stadt im Schilde führe.

Die Lage der Stadt war schon damals eine fast verzweifelte. Durch die zerstörte Rheinbrücke von jeder Hülfe abgeschnitten, war man auf die eigene Kraft angewiesen, die einem so starken Belagerungsheere und einem so geschickten Feldherrn gegenüber ungenügend erscheinen mußte. Dieser forderte zunächst nur die Uebergabe der Rheinschanzen. Schon war der Magistrat zu Unterhandlungen bereit, als eine erfreuliche Nachricht zum Ausharren

ermuthigte: das kaiserliche Heer zog heran, 3500 Mann eilten voraus, überschritten den Rhein auf einer fliegenden Brücke und warfen sich in die Stadt. Der Magistrat brach die Unterhandlungen ab und ließ von den Wällen herab ein heftiges Feuer auf die Angreifer eröffnen. Die Besatzung machte einen Ausfall, wurde jedoch zurückgetrieben, und der Marschall Crequi operirte so geschickt, daß die Rheinforts bald capituliren mußten.

Kurz darauf erschien, leider zu spät, der Herzog von Lothringen. Nicht seiner Hülfe, der im Felde fast immer unglücklich war, verdankten es die Straßburger, daß die Franzosen von der Belagerung abstanden; die vorgerückte Jahreszeit machte eine solche fast unmöglich. Der Marschall Crequi ließ durch den General Montclar die beiden Rheinforts rasiren, den Rest der Rheinbrücke abbrennen und gab, ehe er Winterquartiere bezog, seinen Soldaten das verwüstete Elsaß zur Plünderung preis. Die Franzosen schossen noch, ehe sie abzogen, eine Kanonenkugel nach dem Münster ab. Die Stelle an der Gallerie des Chors, wo sie einschlug, wird noch jetzt durch eine deutsche Inschrift bezeichnet.

Der Marschall Crequi hatte während seiner Feindseligkeiten gegen Straßburg allen umliegenden Städten und Dörfern des Elsaß den Handel und Verkehr mit jener Stadt strengstens untersagt. Der Magistrat beantwortete dieses Manifest des französischen Marschalls, das der Stadt Neutralitätsbruch vorwarf, in einer „kurzen jedoch gründlichen und wahrhaften Widerlegung, des von dem königlichen französischen General Herrn Mareschal de Crequy wider die Statt Straßburg hin und wider angeschlagenen und publicirten Manifests." Aus dieser Widerlegung erfahren wir, wie die Franzosen in der Umgegend von Straßburg gehaust, da die Stadt nicht nur über die „grausame

und fast ohnerhörte Desolation und einäscherung des Dorffs Kayl (Kehl) zu klagen berechtigt war, sondern auch darüber, daß die Dorffschaften, Häuser und Hofstätte zu Schiltigheim, Ober- und Mittelhausbergen und Vendenheim mit sengen und brennen auff das eusserste ruiniret und verderbet" worden. Wenn aber der Magistrat die Hoffnung ausspricht, daß der allerchristlichste König ein Mißfallen an dieser Handlungsweise seines Generals haben werde, so konnte der Marschall Crequi nur lächeln über eine solche Naivität des ehrsamen Magistrats, dem Louvois' Maximen noch nicht hinreichend bekannt zu sein schienen.

Ob man am Hofe Ludwigs XIV. damals bereits ernstliche Absichten hegte, ein Attentat auf die Unabhängigkeit Straßburgs zu unternehmen, mag dahingestellt bleiben.[1] Sicher ist, daß wenn man auch die Gewalt noch nicht ernstlich in Aktion treten lassen wollte, die Intrigue bereits in vollem Gange war. Die Fäden derselben, die der Hof zu Versailles spann, liefen durch die Hände der französischen Residenten in Straßburg, die seit 1660 dort ihren Sitz hatten. Ihre Aufgabe war „faire cognoistre nos sentiments", wie es in einem Briefe Ludwigs XIV. an die Stadt Straßburg hieß, in Wahrheit, den Boden für die französische Occupation zu unterwühlen und das Gold so

1 Ein Beweis dafür, daß man am Hofe zu Versailles die Occupation Straßburgs nur für eine Frage der Zeit hielt, liegt in Folgendem: Unter dem 25. Mai 1679 theilte der Marschall Crequi dem Kriegsminister seine Gedanken über die Befestigung der Ostgrenze von Thionville bis Schlettstadt mit und bemerkte, daß es vom militärischen Standpunkte aus überflüssig sei, Hochfelden (und Zornthal) zu befestigen, falls man feste Absichten auf Straßburg habe; im anderen Falle, wenn man diese Stadt in Ruhe lassen wolle, müsse man alsbald mit den Befestigungsarbeiten bei Hochfelden beginnen. — Die Befestigung von Hochfelden unterblieb; der Parlamentsrath von Metz erfand die Reunionen und man rüstete sich, Straßburg zu überrumpeln.

lange spielen zu lassen, bis das Eisen gelegentlich an seiner Stelle eingreifen konnte. Es waren Diplomaten der guten französischen Schule, die man hierher schickte. Ihre Berichte an ihre Meister und Herren zeigen zur Genüge, welche Mittel und Mittelchen zu gebrauchen man sich nicht scheute, um Terrain in der alten Stadtrepublik zu gewinnen. Da ist ein Herr Simon de la Loubère, der zu Anfang des Jahres 1678 als Resident accreditirt wird, später Mitglied der „académie française," Verfasser von „poésies morales et galantes" u. s. w. In seinem ersten Berichte an Louvois beschwert er sich, daß sein Posten ein so anstrengender sei und daß er große Summen beanspruchen müsse, um etwas auszurichten. Er hat einen schwedischen Lakai, der mit dem Diener des Ammeisters Dietrich bekannt ist und er hofft, daraus Vortheil ziehen zu können. Es sei ihm noch nicht gelungen, auch nur einen einzigen Mann der Besatzung bestechen zu können. Die Bürger arbeiten unaufhörlich an ihrer Sicherheit und befestigten die Rheinforts. Er berichtet über eine Unterredung mit dem Ammeister Dietrich und über Unterhaltungen mit einflußreichen Bürgern, denen er vorhält, daß der Rhein, der sie von Deutschland trenne, Richtschnur ihrer Politik sein müsse." Vor dem König von Frankreich, meint er, hätten sie alle großen Respekt. Sie hätten ihm den Namen „preneur des places" gegeben, „nom, qui leur donne à penser!" „Ich habe," heißt es am Schlusse dieses Briefes, „den Marschall von Crequy davon benachrichtigt, was die Straßburger am Rheinfort machen lassen." Denselben Charakter, wie dieser erste Brief, haben alle nachfolgenden. Er beklagt, daß er bis jetzt nichts Besseres habe thun können, als gute Spione anzuwerben. Er berichtet über die Stärke der Besatzung und spielt eben in seinem Amte eine Rolle, die sich von dem eines gewöhn-

lichen Spions nur darin unterscheidet, daß er sich sicherer weiß und sicherer auftreten kann. In diesem Gefühl der Sicherheit führt er zuweilen eine recht unverschämte Sprache; so beklagt er sich in einem seiner Memoires an den Senat, daß dieser eine Deputation in das kaiserliche Lager geschickt habe, ohne ihn als französischen Residenten zuvor davon zu benachrichtigen.

Der Friede zu Nimwegen setzte auch den Feindseligkeiten gegen Straßburg ein Ziel. Am 29. März 1679 wurde er zwischen Frankreich und Deutschland ratificirt. Straßburg wurde in demselben nicht erwähnt; für das Elsaß sollten die Bestimmungen des westphälischen Friedens in Kraft bleiben. Und doch hatte ja unterdessen französische Staatskunst diesem Friedensschlusse eine so sonderbare Auslegung gegeben, daß die Bitte der Stadt Straßburg an den Kaiser, ihrer im Friedensschlusse besonders zu erwähnen, wohl gerechtfertigt war. Die Stadt ahnte das ihr bevorstehende Schicksal; trotz der Waffenruhe arbeitete sie eifrig an der Befestigung ihrer Wälle. „Hilf dir selbst!" mußte ihr Wahlspruch sein. Sie hatte unter den Bedrängnissen des letzten Feldzuges gesehen, wie wenig sie sich auf die Hülfe aus dem Reich verlassen durfte. Sie beeilte sich, gute Beziehungen mit Frankreich wieder herzustellen und entließ die kaiserliche Besatzung. Ein neuer Resident, Frischmann, der Sohn eines früheren Residenten, wurde nach Straßburg geschickt. Er richtete in seinem Hôtel eine katholische Kapelle ein; einige Bekehrungen Straßburger Bürger zeigten den wachsenden französischen Einfluß. Der Verräther Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg und sein Bruder Wilhelm, später sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl, waren längst durch französisches Gold gewonnen und traten immer schamloser mit ihren Umtrieben hervor. „Hütet euch vor den

falschen Propheten, den Egonisten!" erhob sich darum warnend die Stimme des Volks.

Es folgten die famosen Reunionen. Der Ausspruch der Breisacher Reunionskammer beraubte auch Straßburg mehrerer Aemter. Auf die Beschwerde der Stadt kam ihr die direkte Aufforderung, dem König von Frankreich den Eid der Treue zu leisten. Der Magistrat berief sich auf die Eigenschaft der Stadt Straßburg als freie Reichsstadt, die es ihr nicht gestatte, einer fremden Macht den Eid der Unterthänigkeit zu leisten. Darauf wurde entgegnet, daß man die Reichsunmittelbarkeit Straßburgs zu respektiren wisse, daß aber die Stadt, da sie mehrere im Elsaß gelegene Aemter besitze, für diese dem König von Frankreich, dem Oberherrn des ganzen Elsaß, den Eid der Treue zu leisten habe; widerstrebe sie, so werde man sie mit Gewalt zwingen müssen.

Der Senat begriff die Gefahr, in welcher die Stadt schwebte. Er schickte den Syndikus Frantz, einen gewandten und den Interessen der Republik ergebenen Mann an Kaiser und Reich, der die Gefahr darlegte, in welcher die alte freie Reichsstadt schwebte. Er erhielt nichts als leere Worte. Der Kaiser sah mehr nach dem Osten als nach dem Westen. Die Türkenkriege bedrohten die österreichischen Erbländer. Der allerchristlichste König unterhielt schon seit dem Jahr 1673 freundliche Beziehungen mit dem Erbfeind der Christenheit und suchte ihn zu einem Einfall in Ungarn zu bewegen.

So war das verhängnißvolle Jahr 1681 herangekommen. Verlassen von Kaiser und Reich, hatte die Stadt Straßburg eine Reihe von Demüthigungen zu erdulden, ehe sie die schwerste von allen über sich ergehen lassen mußte. Mit großem Eifer hatte man an der Wiederherstellung der vom Marschall von Crequi zerstörten Rheinschanzen gearbeitet.

Plötzlich erhielt der Magistrat eine Reklamation Louvois', diese Arbeiten einzustellen. Der Magistrat, um seinen guten Willen zu zeigen, gab nach und ließ sogar die Festungswerke bei Kehl abtragen. Damit war Louvois noch nicht zufrieden. Er verlangte den Abzug der schweizerischen Garnison. Und wiederum zeigte sich der Senat, in dessen Reihen die Bestechung schon reüssirt hatte, willfährig und entließ die Schweizer.

Die Nachgiebigkeit des Magistrats bahnte dem weiteren Vorgehen Louvois' den Weg, der es jetzt an der Zeit hielt, von der Intrigue zur Gewalt überzugehen. Unter tiefster Verborgenheit traf er Maßregeln, um sich in den festen Besitz Straßburgs zu setzen. Zahlreiche Truppentheile sammelten sich im Elsaß an, wie es hieß um an den Festungen zu arbeiten, und zugleich wurden große Getreidevorräthe dorthin geschafft, ohne daß jemand die Zwecke des Hofes errieth, da der Inhalt der Kisten sorgfältig verborgen wurde. Ein Zufall ließ die Absichten dieser geheimnißvollen Vorbereitungen errathen. Eine der Kisten zerbrach unterwegs, und statt der Waffenvorräthe für die Festungen, die man als Inhalt bezeichnet hatte, drang Mehl hervor und überschüttete den Weg. So kam es, daß nach und nach beunruhigende Gerüchte in Straßburg Eingang fanden. Der französische Resident schrieb am 26. Juni an den König: „Sire, die Bewegungen von Ew. Majestät Truppen in diesen Quartieren und ein ärgerliches Gerücht, das seit acht Tagen die Runde macht, haben die Stadt so in Aufruhr gesetzt, daß es meiner fortdauernden Anwesenheit und möglichsten Ueberredungskunst bedurfte, um die Aufregung zu beschwichtigen." In einem anderen Brief vom 6. Juli berichtet er, daß die Aufregung in der Stadt noch gestiegen sei, seitdem man von der Ankunft von Kanonen und Pulverwagen im Elsaß

gehört habe. Auch auf dem rechten Rheinufer fand diese Aufregung ihren Wiederhall und Louvois hielt es für angemessen, einigen Officieren der elsäßischen Armee Urlaub zu bewilligen, um diese Aufregung etwas zu beschwichtigen.

Für die Unabhängigkeit der alten Stadtrepublik am Oberrhein hatte die Stunde des Untergangs geschlagen. Immer näher zogen sich die Netze der Intriguen und Ränke zusammen, mit denen Louvois das Opfer seiner Staats- und Raubkunst umgarnt hatte. Das französische Gold hatte bereits das Seinige gethan, ehe noch die französischen Kanonen die Wälle der alten Freistadt bedrohten. Einflußreiche Männer hatten sich längst dem Interesse Frankreichs verkauft; der Verrath war es, der dem heranschleichenden Bedränger die Thore öffnen sollte. Unter den Bestochenen werden uns, als Männer von Einfluß, Zedlitz, Güntzer, Stößer und Obrecht genannt. Die Geschichte hat ihre Namen als Verräther gebrandmarkt, wie den des Bischofs Franz Egon. Ende Juli konnte der Resident an den König schreiben: „Wenn ich nicht wüßte, Sire, woran ich nicht zweifeln kann, daß alle Räthe dieser Stadt, die fünf an der Zahl sind, sich tödtlich haßten, so würde ich glauben, daß sie sich alle darin geeint hätten, mir ihre Dienste anzubieten, da nicht Einer unter ihnen ist, der dieß nicht seit zwei Tagen gethan hätte.“ In diesen Zeitraum, in welchem die französische Bestechung bereits sicheres Terrain gewonnen hatte, hat man jenen seltsamen Vorfall zu setzen, der zuerst in dem kleinen Werkchen „Paris, Versailles et les provinces au 18ème siecle“ folgendermaßen erzählt wird: Hr. von Chamilly erhielt eines Tages von dem Kriegsminister Befehl, vor ihm zu erscheinen und für eine wichtige Sendung, womit er ihn beauftragen wollte, die Instruktion entgegenzunehmen. „Reisen Sie,“ sagte der Minister, „noch diesen

Abend nach Basel in der Schweiz, Sie werden in drei Tagen dort sein; am vierten, Punkt zwei Uhr nach Mittag, stellen Sie sich auf die Rheinbrücke, ein Heft Papier, Feder und Dinte zur Hand; mit größter Genauigkeit beobachten und schreiben Sie Alles, was während zwei Stunden unter Ihren Augen vorgeht, auf. Punkt vier Uhr nehmen Sie Postpferde, reisen ab, fahren Tag und Nacht und bringen mir Ihre Beobachtungen. Zu welcher Stunde Sie auch ankommen, stellen Sie sich mir sogleich vor."

Hr. v. Chamilly, zwar erstaunt über eine Sendung, die ihm so kindisch vorkam, gehorchte ohne Zögern. Er kommt in Basel an, stellt sich am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde auf die Brücke und schreibt, was vor seinen Augen geschieht, auf — ein Marktweib mit ihren Fruchtkörben, ein Reisender zu Pferd in blauem Rock, ein zerlumpter Bauer, Lastträger u. s. w. Um drei Uhr bleibt ein Mann in gelber Weste und Hosen mitten auf der Brücke stehen, tritt nach dem Fluß zu, lehnt sich auf die Brüstung, sieht in das Wasser hinab, tritt einen Schritt zurück und führt mit einem großen Stock drei vernehmliche Stöße auf das Pflaster des Fußwegs. Alle diese Handlungen und noch andere, die gleich unwichtig erschienen, werden gewissenhaft zu Papier gebracht. Es schlägt vier Uhr. Hr. v. Chamilly stürzt in den Wagen und kommt zwei Tage darauf nach Mitternacht in Paris an, verlegen über die geringe Wichtigkeit der Nachrichten, die er überbringt. Die Thüren öffnen sich sogleich, mit Begier greift Louvois nach dem Papier, er liest und als er bei dem Mann mit der gelben Weste, der den Stock dreimal auf den Boden gestoßen hat, ankommt, springt er auf vor Freude, eilt zum König, läßt ihn wecken, spricht an seinem Bett eine Viertelstunde mit ihm und fertigt beim Hinausgehen in aller Eile vier Couriere ab,

die bereits seit einigen Stunden zum Aufbruch bereit waren. Acht Tage darauf ist die Stadt Straßburg von den französischen Truppen rings umschlossen. Es ist augenfällig, daß die drei Stöße mit dem Stock, zu einer bestimmten und verabredeten Stunde, das Zeichen waren von dem Erfolg des zwischen Louvois und den Straßburger Rathsherren eingeleiteten Verraths und daß der mit dieser Sendung beauftragte Mann ebenso wenig das Motiv kannte, als Hr. v. Chamilly das seiner Sendung.

So fest war man von dem Gelingen des Handstreichs überzeugt, den man vorbereitete, daß Vauban, der berühmte Meister der Befestigungskunst, nach dem Elsaß beordert wurde, mit Plänen der Befestigung Straßburgs in der Tasche. Er mußte eine Reise nach Italien vorgeben, Seitenwege einschlagen, die großen Städte und bevölkerten Gegenden vermeiden, sich aber pünktlich am 4. Oktober am bezeichneten Ort (Straßburg) einfinden. Auch Louvois machte seine Reise so heimlich als möglich und traf Anstalten der größten Vorsicht. „Ich benachrichtige Sie," schrieb er am 25. August dem Intendanten des Elsaß, Herrn de la Grange, „daß Instruktionen über die Ihnen bekannte, bei Ihrer letzten Anwesenheit in St. Germain Ihnen anvertraute Unternehmung am 10. des nächsten Monats in der Lure in der Freigrafschaft ankommen werden. Tragen Sie Sorge, daß zwei zuverlässige Leute meine Abgesandten in dem der Abtei zunächst gelegenen Wirthshause erwarten. Geben Sie ihnen einen gesiegelten Brief, an Hrn. Mezières adressirt, worin Sie an diesen die Worte schreiben: „„Ich bitte Sie, denjenigen, welche Ihnen diesen Brief überreichen, das Ihnen von Hrn. v. Louvois anvertraute Paquet einzuhändigen."" Sie selbst mögen sich zu gleicher Zeit nach Belfort begeben, unter dem Vorgeben, die Befestigungsarbeiten zu besichtigen,

und werden daselbst die Rückkehr Ihrer Leute erwarten. Diese müßten auf dem Hute ein blaues und gelbes Band tragen, damit meine Abgesandten sie erkennen können." Ueber seine eigene Reise schrieb Louvois dem Intendanten am 10. September: „Wenn Sie . . . über irgend etwas noch im Zweifel sind, so werden Sie genaue Aufklärung erhalten, wenn Sie einen Courier schicken, der mich bis zum 25. in Fontainebleau finden wird. An diesem Tage werde ich unter dem Vorwande nach Meudon zu gehen, . . . abreisen und die Nacht in Montmirel zubringen; den 26. werde ich in Louvois sein, von wo ich mich am 27. mit Tagesanbruch nach Ligny begeben werde. Von dort werde ich am folgenden Tag noch bis St. Marie aux Mines zu kommen suchen, um am 29. im Lager zu sein. Schicken Sie mir ja kein Geleit entgegen, denn es soll Niemand wissen, daß ich auf dem Wege bin . . ." Ja, so fest war man von der Uebergabe Straßburgs überzeugt, daß man die Reise des Königs selbst beschloß, der seinen Triumpheinzug in die überrumpelte Stadt halten sollte.

Es waren die Intriguen und Verabredungen einer vornehmen Räuberbande, deren Opfer die alte Freistadt werden sollte. Als alles zum Losschlagen bereit war, ließ der General von Montclar, der im Elsaß kommandirte, seine Truppen Revue passiren, während der Oberst von Asfeld mit seinem Detachement sich in einem Gehölze in unmittelbarer Nähe Straßburgs unter dem Anschein eines Manövers festsetzte. Hier hielt er sich bis nach Mitternacht verborgen und griff dann plötzlich die Zollschanze an, deren Besatzung ihm keinen Widerstand leisten konnte. Zugleich bemächtigte er sich der alten, fast ganz zerstörten Rheinschanzen.

Sobald diese Vorgänge in der Stadt bekannt wurden, läutete man die Sturmglocke und die Bürgerschaft eilte

auf die bedrohten Wälle. Alle Maßregeln zum Schutze der Stadt wurden mit Umsicht und Schnelligkeit getroffen; mehr als 60 Bürger mit ihren Dienern bewachten den Senat, die Rathscollegien versammelten sich, die Kanonen wurden von allen Seiten auf die Wälle geführt. An den französischen Residenten, wie an den Officier, dessen Mannschaft die Schanzen besetzt hatte, wurden Abgesandte geschickt, um zu fragen, was diese Feindseligkeiten bedeuten sollten. Der Magistrat benachrichtigte den Residenten, daß er gut thun werde, sein Haus nicht zu verlassen, da man nicht die Macht habe, ihn vor der Wuth des Volkes zu schützen. Später wurde ein Posten vor seiner Wohnung aufgestellt, der niemand herein oder hinaus lassen darf. Der Magistrat schickte alsbald eine Depesche an den Kaiser, worin er von diesen Vorgängen Meldung macht und den Kaiser beschwört, „im Einverständniß mit dem Collegium der Kurfürsten und allen Reichsständen die nöthige Hülfe mit der Sorgfalt herbeizuschaffen, welche eine so mißliche und für die Ehre des ganzen Reichs bedeutsame Angelegenheit verdient.“ Unterdessen leitete die Stadt Verhandlungen ein, um die eigentlichen Absichten ihrer Bedränger zu erfahren. Ein Parlamentär wurde an den Obersten Asfeld geschickt. Dieser gab die kurze Antwort: der General Montclar habe erfahren, daß eine kaiserliche Armee über den Rhein setzen wolle; da diese Gewaltthätigkeit den Rechten seines Königs und Herrn entgegen sei, so habe er den möglichen Folgen zuvorkommen müssen. Die Besetzung des Forts sei nur ein Akt der Vorsicht von kurzer Dauer, worüber sich die Straßburger in ihrer Ruhe nicht stören lassen möchten.“ In einer zweiten Botschaft, zu deren Träger man gerade den im französischen Sold stehenden Günzer erwählte, ließ der Magistrat dem Herrn Obersten Vorstellungen machen, daß

in einem Umkreis von fünfzig Meilen nicht ein einziger Mann von des Kaisers Truppen zu erblicken sei und der Akt der Vorsicht, den man von französischer Seite ins Werk gesetzt, ungerechtfertigt erscheinen müsse. Der Oberst, der die Richtigkeit dieser Einwendung zugeben mußte, verwies die Deputation an seinen Chef, den General Montclar.

Dieser traf bald darauf mit dem Gros seiner Truppen ein und schloß die Stadt völlig ein. Vergeblich hatte man von Seiten des Magistrats den Versuch gemacht, wehrfähige Männer aus den umliegenden Dörfern herbeizuziehen, um so die Besatzung zu verstärken. Vergeblich hatte man Depesche auf Depesche an Kaiser und Reichstag geschickt — die Einschließung der Stadt war bereits eine so vollständige, daß niemand mehr durchkommen konnte und die abgesandten Depeschen in die Hände Louvois' fielen, der sie nach der Capitulation mit höhnischem Uebermuth dem Magistrat vorzeigte. Ein Schreiben des letzteren an Montclar wies dieser zurück; er verlangte eine Deputation, welcher Louvois und er den königlichen Willen mittheilen wollten. Man entschloß sich, die Deputation abzuschicken, die von dem feindlichen Oberbefehlshaber folgenden Bescheid erhielt: Die Stadt Straßburg sei dem König, seinem Herrn, durch den westphälischen und Nimweger Frieden abgetreten worden, Seine Majestät habe indeß noch nicht für gut erachtet, davon Besitz zu nehmen; nunmehr aber halte er dieß zu thun für sein wichtigstes Interesse, da er sichere Nachricht erhalten, daß eine zahlreiche kaiserliche Truppenmacht auf dem Punkte sei, den Rhein zu überschreiten, um sich Straßburgs zu bemächtigen. Im Falle die Stadt sich dem Willen des Königs widersetzen wolle, werde er sie nicht als gewöhnliche Feinde, sondern als aufrührerische Unterthanen behandeln. — Die Deputation gab eine freimüthige Antwort, in der sie sich

auf die politische Geschichte ihrer Stadt und den Wortlaut des westphälischen und Nimweger Friedensschlusses berief. Sie unterließ nicht, darauf hinzuweisen, daß der König bisher mit ihr als mit einer unabhängigen Stadt unterhandelt und einen Residenten bei ihr beglaubigt habe und daß eine Macht, die mit anderen zusammen einen Vertrag unterzeichnet habe, ihn nicht einseitig zu ihren Gunsten interpretiren dürfe. Der General Montclar, unfähig, so treffende Vorstellungen widerlegen zu können, entließ die Deputation und verwies die Stadt an den Minister Louvois, mit dem sie zu unterhandeln habe.

Die Rückkehr der Deputation wurde mit Angst und Ungeduld erwartet; eine beträchtliche Menge empfing sie an dem Thore; als sie zurückkam, hatte Jeder zu fragen, jeder war besorgt um das Schicksal, das über der Vaterstadt schwebte. Die Rathscollegien wurden zunächst von den Absichten Frankreichs unterrichtet, dann die 300 Schöffen und endlich die Bürgerschaft selbst. Man bat die Universität, das Domkapitel um Rath; die Zünfte versammelten sich in ihren Stuben, während zugleich in allen Kirchen Gebete angeordnet wurden. Von Stunde zu Stunde machte man von den Verhandlungen der Rathscollegien und den Berathungen der Zunftstuben dem kaiserlichen Residenten Mittheilung, der seinerseits alles aufzubieten suchte, den Muth der Bürgerschaft zu entflammen und die Hoffnung auf Hülfe aus dem Reich rege zu erhalten. Ach! dieser Muth war größer, als die Hoffnung sein konnte. Noch dachte man nicht an Uebergabe, noch rüstete man sich zu verzweifeltem Widerstande. Bestürzung hatte geherrscht, aber kein Verzagen folgte ihr nach. Eine Ruhe lag über der Stadt, die männliche Entschlossenheit zu bedeuten schien. „Ich habe hier schon oft," schreibt der Resident an Louvois, „verschiedene Allarme gesehen, doch im Augenblick

herrscht eine peinliche Stille, nur unterbrochen durch das Wehklagen der Weiber und die Gebete, welche man um zwei Uhr des Nachmittags in allen Kirchen für den glücklichen Erfolg der Unterhandlungen hielt, zu deren Abschluß Deputirte an Ew. Excellenz abgesendet wurden." Diese Stadt hatte so oft ihre Freiheit siegreich vertheidigt, gegen Franzosen und Engländer, gegen Armagnacs und Burgunder. Sollte sie jetzt dem alten Feind ihrer Selbstständigkeit die Thore öffnen? O, wenn das Gefühl des Verlassenseins nur nicht auf Allen so schwer gelastet hätte! Wenn der Hülferuf, den man so oft schon über den Rhein geschickt, nur ein einzigesmal auch nur ein schwaches Echo gefunden hätte! Wenn man von der Höhe des Münsters auch in weiter Ferne nur ein einziges kaiserliches Fähnchen hätte flattern sehen können! Aber so sah man nichts, als die Räuberschaar der Bedränger, die das Opfer ihres Ueberfalls fest umschlossen hielt.

Der Commandant der Besatzung, Jeneggen, hatte Befehl erhalten, einem etwaigen Angriff entschlossenen Widerstand entgegenzusetzen. Aber wie konnte dieser Widerstand bei der Schwäche der Vertheidigungsmittel ein erfolgreicher sein? Die Belagerungsarmee des Generals Montclar zählte 40,000 Mann. Die ausgedehnten Wälle zu vertheidigen waren nur 800 Mann unter den Waffen, und auch von diesen konnten kaum 500 ihren Dienst richtig versehen. Die Bürgerschaft war durch Krankheiten der letzten Kriegsjahre fast decimirt, und gerade zur Zeit des Ueberfalls wüthete in der Stadt ein Fieber, das besonders die jungen Leute angriff. Alles in allem gerechnet konnte man kaum 3000 rüstige Männer zur Vertheidigung der Stadt aufstellen.

Am 29. dauerten die Berathungen fort. Jeder war auf seinem Posten, um eine Ueberrumpelung zu verhüten.

Unterdessen war Louvois im Lager angekommen. Er verlangte eine Deputation, um der Stadt den festen Willen des Königs mitzutheilen. Die Eröffnungen, die er zu machen hatte, waren dieselben, die man vom General Montclar empfangen hatte. Man gab ihm dieselbe Antwort. Hierauf erklärte der Minister, daß er gar nicht gekommen sei, zu unterhandeln, sondern nur den Willen des Königs zu vollziehen; er gebe der Stadt Bedenkzeit bis zum Abend; werde sie nicht im Laufe des Tages ihre Entscheidung geben und sich unterwerfen, so werde er am folgenden Tage bis zum Aeußersten gehen.

Bei der Rückkehr der Deputirten wurde die Stadt in die tiefste Trauer versetzt; aber die Ruhe und Besonnenheit verließ ihre Bewohner keinen Augenblick. Die Rathscollegien waren noch immer versammelt, ebenso die Zünfte, denen man die Vorschläge und Drohungen Louvois' mittheilte. Im Schoße der letzteren waren die Meinungen getheilt, aber der überwiegende Theil stimmte für die Uebergabe. Gegen Abend durfte dieselbe als fest beschlossene Sache gelten und der Schatzmeister der Stadt benachrichtigte den Residenten von dieser Stimmung. Auch jetzt verlor die Stadt ihre Ruhe nicht, die jetzt der Ausdruck der Resignation war. „Es ist Mitternacht," meldete der Resident an Louvois, „und Alles ist so ruhig, daß man nicht das geringste Geräusch auf den Straßen hört; die ganze Bürgerschaft muß auf den Wällen sein."

Am Morgen des 30. September entschuldigt sich der Magistrat in einem Briefe an Louvois, daß er sich nicht bis zum Abend des vorhergehenden Tages habe entscheiden können. Er bittet um Verlängerung der Bedenkzeit bis zum Mittag, „in Betracht, daß unsere demokratische Regierungsform nicht gestattet, einen so folgereichen Beschluß ohne Theilnahme der ganzen Bürgerschaft zu fassen, welche

wir übrigens unserer Ew. Excellenz bekannten Gesinnung günstig zu stimmen alle Anstrengungen aufbieten werden."

Die Berathungen dieses Morgens endigten mit dem Beschlusse, sich der Gewalt zu unterwerfen und die alte deutsche Stadt an Frankreich zu überliefern. Man hatte in der Nacht vorher eine Capitulation ausgearbeitet, die von den Zünften genehmigt und Louvois vorgelegt wurde. Dieser, außer sich vor Freude, nahm die Capitulation unter dem Vorbehalt geringer Aenderungen an und versprach die baldige Ratifikation durch den König.

An demselben Tage noch, am Nachmittag des 30. September, besetzten die französischen Truppen die Stadt. Die Bewohner sahen mit der Ruhe der Resignation und dem tiefsten Schmerz dem Einzug des Feindes zu, der ihnen das kostbare Gut ihrer Selbstständigkeit und Freiheit geraubt hatte. In der Nacht, die diesem schmerzlichen Tage folgte, fiel nicht die geringste Ruhestörung vor.

Und für wen war dieser Tag ein so schimpflicher? — Nicht für Straßburg, das hülflos und verlassen vor dem mächtigen Arm des Bedrängers sich beugen mußte; wohl aber für Deutschland, das eine seiner ältesten und edelsten Städte schmachvoll preisgegeben und dem alten Feinde seiner Größe und Würde überliefert hatte.

Am folgenden Tage schon ließ Louvois durch seine Ingenieure Pläne der Straßburger Befestigungen aufnehmen, die er in gutem Zustande vorfand. Am 4. Oktober kam Vauban an und begann den Bau der Citadelle, welche die Stadt uneinnehmbar machen und zugleich die widerspenstige Bürgerschaft im Zaum halten sollte. An demselben Tage nahm der General Montclar dem Magistrat den Eid ab. Am 20. Oktober kehrte der Verräther, der Fürstenberger, in seinen Bischofssitz zurück. Vier Tage darauf hielt der König seinen Einzug in die unterworfene

Stadt und es ist bekannt, daß der längst schon von ihm besoldete Bischof ihn mit den Worten des alten Simeon empfing. Die Kathedrale wurde den Katholiken zurückgegeben. Als die protestantische Gemeinde zum letztenmal darin versammelt war, stimmte sie den Choral an: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir!" Gewiß war es nicht allein religiöser Kummer, gewiß war es auch patriotische Trauer, die sich in diesem Schmerzensschrei Luft machte.

Jener Nothschrei ist erhört worden. Fast zwei Jahrhunderte später ist Straßburg uns wiedergewonnen worden. Mag das lebende Geschlecht auch das meiste Recht beanspruchen, daß man ihren Willen berücksichtige, wir wollen nicht vergessen, daß wir den Manen jener wackeren Altvorderen gerecht werden, indem wir den alten heiligen Boden ihrer Gräber wieder mit dem großen Vaterlande vereinigen, von dem sie nur mit blutendem Herzen sich losreißen ließen.

Dieses gegenwärtige Geschlecht wird nicht müde, auf die Ruinen der Stadt hinzuweisen, die uns ein stummer Vorwurf und ein Beweis dafür sein sollen, daß wir ihre Herzen nie gewinnen können. Es ist wahr, diese Ruinen treten noch überall und nur halb verhüllt aus dem geschäftigen Treiben der Straßen hervor, während die Leichen der Landwehrmänner, die in den Laufgräben fielen, längst unter der Hülle der stillen Erde vermodert sind. Möge doch dieses Geschlecht der Gegenwart zuweilen in den Blättern der Vergangenheit nachlesen; möge es mit dem Gewebe von Verrath und Friedensbruch, kleinlichen Intriguen, boshaften Ränken und räuberischem Ueberfall, dessen Opfer 1681 ihre Stadt wurde, die offene, ritterliche, wenn auch blutige Art vergleichen, mit der Deutschland 1870 das geraubte Kleinod sich zurückerwarb!

4. Straßburg 1870.

I.

Vor Straßburg (rechtes Rheinufer), 5. Sept.

Es war der Abend des vierten September, eines Sonntags, als der Zug mich der Gegend von Straßburg entgegenführte. Ein frischer, kühler Herbsttagabend, der nach mehrtägigem Regenwetter wieder einmal einen schönen Morgen verkündigte. Links dehnten sich wie dunkle Wälle die Vorhöhen des Schwarzwaldes hin. Hier und dort leuchtete ein Feuer durch die Abenddämmerung auf, die sich der Nacht entgegenneigte. Es waren Freudenfeuer, die an drei Abenden nach dem glorreichen Tage von Sedan als Symbol der begeisterten Stimmung, die in allen Herzen lebendig war, zum Himmel aufloderten.

Auch am westlichen Horizont ist der Himmel an einer Stelle schwach geröthet. Zuweilen zuckt dort ein Blitz auf, und ein ferner Donner würde unser Ohr treffen, wenn das Rollen des Bahnzuges ihn nicht übertönte. Dort hinaus liegt Straßburg, das arme unglückliche Straßburg!

Unter den Mitfahrenden war natürlich von nichts anderem die Rede, als von der belagerten geängstigten Stadt. Ein Offenburger Bürger war darunter, der uns viel Interessantes zu erzählen wußte. Er gab uns ein ergreifendes Bild von jenen Nächten des 24. und 25. August, in denen der Himmel weit hinauf geröthet war von den Flammen der brennenden Stadt. „Damals," so erzählte er, „glaubten viele von uns, das alte Straßburg sei völlig der Vernichtung anheimgegeben. Der Brand, der seine Fluthen über die ganze Stadt ergoß, schien nicht zu bewältigen. Stundenweit war Alles hell erleuchtet, wie am Tage. In der Gegend von Kehl konnte man am

Fenster deutlich lesen, so gut wie am hellen Tage. Mitten aus den rothen züngelnden Flammen sah der Münster wie ein dunkles Gespenst empor, ruhig, als sei er gefeit gegen die verzehrende Glut. Glauben Sie mir, wer diese Nächte hier in der Gegend erlebt hat, wird sie nicht so leicht wieder vergessen. Schlafen konnten wir nicht. Und noch weniger natürlich die armen Straßburger, die nur manchmal am Tage ein Stündchen Schlafs in den Kellern finden, aus denen sie jetzt der überschwemmende Ill vertreibt."

Die Erzählung dieses Mitreisenden war nur der Vorbote anderer schrecklicher Eindrücke, die ich in der Nähe des Schauplatzes empfangen sollte.

In Offenburg, wo ich ausstieg, halten sich viele geflüchtete Straßburger Familien auf, namentlich Deutsche, die man als nicht naturalisirt ausgewiesen hat. Aber auch Straßburger Bürgerfamilien, besonders Frauen und Kinder, für die eine Woche lang täglich von zwölf bis zwei Uhr, während die Kanonade schwieg, ein Thor geöffnet werden durfte. Als ich ankam, reiste eben wieder eine flüchtige Familie nach Baden-Baden weiter. Was diese Flüchtlinge erzählen, ist in der That das Schrecklichste, was man sich denken kann und zeigt, daß der Krieg nichts Gräßlicheres kennt, als die Belagerung einer Festung, die zugleich eine bevölkerte Stadt ist.

Die Straßen, auf denen sich sonst ein geschäftliches Leben tummelt und an den Marktagen die malerischen Trachten des Elsaß und des „Hanauer Ländchens" (bei Kehl) hin und her bewegen, sind jetzt verödet, von Brandtrümmern und Kugeln bedeckt. Hier und dort wird ein Todter oder Verwundeter fortgeschafft, den auf der Straße eine Kugel getroffen hat. Wie viele sind auch in den Kellern, in die man sich geflüchtet, unter Rauch und

Flammen erstickt! Zuweilen erbittet man sich eine Stunde Waffenstillstand, um diese Todten zu begraben. In langer Reihe werden sie dann, ohne Unterschied des Standes und Reichthums, in dem Jardin des plantes beigesetzt. Diese Schrecken haben sich übrigens vermindert, seit man — von den letzten Tagen des August an — mit dem Bombardement der Stadt nachgelassen und die Geschütze hauptsächlich gegen die Festungswerke gerichtet hat. Der Zweck dieses Bombardements, durch die geängstigte Bürgerschaft eine Pression auf den Commandanten auszuüben, ist leider nicht erreicht worden.

Aber die Leiden der unglücklichen Stadt sind natürlich noch nicht zu Ende. Immer noch schlägt von Zeit zu Zeit eine zündende, Brand weckende Kugel ein; immer noch ist das Leben eines Jeden bedroht, der über die Straße geht. Dazu stellt sich Mangel an Lebensmitteln ein, Fleisch und Brod hat einen unerschwinglichen Preis und die wohlhabendsten Familien sind zufrieden, wenn sie Pferdefleisch auf den Tisch bekommen. Viele von den reichsten Familien haben durch den Brand ihr ganzes Besitzthum verloren und sind auf jenen Communismus angewiesen, den die gemeinsame Noth erzeugt. Und nun kommt noch die Geißel der falschen Gerüchte hinzu, die immer von Zeit zu Zeit die Hoffnung anfacht, um die Enttäuschung dann desto grausamer zu machen. Es ist natürlich, daß in einer von allen Verbindungen abgeschnittenen Stadt die sonderbarsten Gerüchte umherlaufen. Je optimistischer dieselben gefärbt sind, desto schlimmer für die arme Stadt, deren Ausdauer auf diese betrügliche Weise geweckt wird und mit deren Ausdauer auch das Elend zunimmt. Der Commandant hat natürlich das Seinige dazu beigetragen, dieser trügerischen Fama Glauben zu verschaffen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Muth der Bürger zu sinken schien,

ließ er Siegesnachrichten an die Straßenecken anschlagen. Vielleicht aber gehörte auch er zu den Betrogenen. Man hat nämlich einer süddeutschen Zeitung zufolge in diesen Tagen eine unterirdische Telegraphenleitung entdeckt und zerstört, durch welche Straßburg mit Metz in Verbindung stand. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Commandant auf diese Weise mit falschen Nachrichten versorgt und dadurch umsomehr zum ausdauernden Widerstand veranlaßt wurde. Indessen dürfte ihm jetzt freilich ein schreckliches Licht aufgegangen sein. Man hat ihn nämlich schon am Abend des 3. durch einen Parlamentär von den Ereignissen bei Sedan benachrichtigt. Zwei Officiere, die er hierauf ins Hauptquartier der deutschen Truppen schickte, durften sich von der Richtigkeit dieser Nachrichten überzeugen. Und dennoch setzt er seinen Widerstand fort!

Das Volk, das durch die Hartnäckigkeit eines Einzelnen Tausende ohne Nutzen ins Unglück gestürzt sieht und das einen Widerstand nicht begreifen kann, der auf den Codex der militärischen Ehre gegründet ist, verbreitet die abenteuerlichsten Gerüchte über die Person des Commandanten. Bald soll er ein Badenser aus Freiburg, der 1849 mit der Kriegskasse flüchtig ging, bald ein preußischer Deserteur sein, der die Strafe zu fürchten habe. In Wirklichkeit ist derselbe 1802 zu Pfalzburg geboren, hat die militärische Schule zu St. Cyr absolvirt und auch den Krimkrieg mitgemacht. Brüder und Söhne von ihm dienen in der französischen Armee. Seine Frau ist allerdings aus Baden und hält sich auch gegenwärtig mit ihren Kindern dort bei ihrem Bruder, dem Badewirth von Griesbach im Schwarzwald auf.

Wie viel hat unterdessen die arme Stadt unter der Hartnäckigkeit eines Einzelnen gelitten! Wer die Stadt früher gekannt hat, wird sie nach der Uebergabe kaum

wiedererkennen. Ganze Stadttheile und Straßen, so das Fauburg national, die Steingasse, Brandgasse, Hagenauer Bruch, die Krütenau sind ein Raub der Flammen geworden. Von größeren Gebäuden sind das protestantische Gymnasium, die Präfektur, die Mairie und die neue Kirche niedergebrannt. Mit der letzteren sind die kostbaren Bibliotheken Straßburgs der Vernichtung anheimgefallen. In dieser Kirche waren die aus der alten Universitätsbibliothek hervorgegangene Seminarbibliothek, die Stadtbibliothek und die Schöpflin'sche Sammlung von Büchern und Kunstschätzen aufgestellt, die der verdienstvolle Geschichtschreiber des Elsaß seiner Vaterstadt im Jahre 1765 vermacht hatte. Daß sich hier werthvolle Bücherschätze aufgehäuft fanden, läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß Straßburg einer der ersten Sitze der Buchdruckerkunst war. Aber auch seltene Handschriften und Incunabeln befanden sich hier, darunter einzelne Unica, deren Verlust in der Gelehrtenwelt schwer empfunden werden dürfte. Kaum ist daran zu denken, daß man vor der so plötzlich eingetretenen Belagerung noch einen Theil der Schätze in Sicherheit brachte, noch weniger, daß man in jener fürchterlichen Brandnacht ihre Rettung versuchte.

Aber der Münster! der Münster! — Wie oft habe ich mich nach ihm erkundigt, als sei es ein theurer Bekannter, der auf dem Sterbebett liege. Und ist er nicht uns Allen ein theurer Bekannter? Und schweben nicht die Geister der Zerstörung drohend um seine Spitze? — Wie schlug mir das Herz, als ich am Morgen des fünften, während ich Kehl zuwanderte, den königlichen Thurm allmählig aus den Frühnebeln auftauchen sah! Wie zitterte meine Hand, die das Fernrohr hielt, während ich vom Korker Kirchthurm aus meine Beobachtungen anstellte! Ich konnte trotz des vortrefflichen Glases nichts von Beschädigungen

wahrnehmen. Vielleicht war die Entfernung doch zu groß. Auch die Mittheilungen, die mir in jener Gegend auf mein Nachfragen wurden, waren zu sehr widersprechender Natur, als daß sich ein sicheres Urtheil darauf gründen ließe. Die Einen wollten von Flüchtlingen gehört haben, daß das Schiff ganz ausgebrannt sei, die Orgel, die astronomische Uhr, der Hochaltar — Alles zerstört sei. Ein Kehler Bürger dagegen versicherte mir mit Bestimmtheit, und wollte die Mittheilung von einem völlig glaubwürdigen Straßburger erhalten haben, der erst in den letzten Tagen geflüchtet sei, daß nur ein mit Holz gefüttertes Schutzdach abgebrannt, das eigentliche Dach und das Schiff aber nur wenig beschädigt sei. Wohl aber sei die astronomische Uhr durch einfallende Kugeln zerstört. Was für ein Glück wäre es noch, wenn die Zerstörung nur die Künstelei, nicht aber die Kunst getroffen hätte! —

Von jenem Kirchthurm zu Kork aus hatte ich die beste Aussicht auf das großartige Schauspiel. Will man freilich einen deutlichen Begriff von dem mühseligen und großartigen Werk einer Belagerung gewinnen, Parallelen und Approchen und dergleichen studiren, so muß man auf das linke Rheinufer hinübergehen. Aber man muß dann die besten Legitimationen haben und wird auch dann nicht weit vorgelassen. Außerdem stört man dort die Wachen, die mehr zu thun haben, als Schauluſtige zurückzuweisen. Auf dem rechten Ufer ist die Situation nicht so ernst, da hierher keine Ausfälle stattfinden. Mir war es darum zu thun, in meine Erinnerung ein Bild dieses schrecklichen Ereignisses aufzunehmen, das freilich bei all seiner Größe in diesem eigentlichen Kriege nur eine Episode von geringer Bedeutung ist.

Und ich hatte oben auf dem Korker Kirchthurm dazu die beste Gelegenheit. Eine helle Morgensonne beleuchtete

mir das großartige Schauspiel. In der klaren Luft hing zuweilen, oft minutenlang, unbeweglich ein leichtes Wölkchen, das erst nach und nach auseinanderfloß. Es war der Rauch einer in der Luft zerplatzenden Granate. Vor mir sah ich in der Ferne die Trümmer des in Brand geschossenen Kehl. Rechts und links, regelmäßig sich abwechselnd, stieg weißer Dampf auf und einige Sekunden darauf traf der donnerähnliche Hall der Geschütze das Ohr. Die Nord- und Südbatterie des diesseitigen Ufers war dort in Thätigkeit. Auch von der Batterie des andern Ufers trug der Westwind den Donner herüber. Die Kanonade war fürchterlich und erweckte die Vorstellung einer Schlacht. In der Stadt zeigte sich rechts vom Münster schwacher Rauch, vielleicht von einem ältern Brande. Dagegen wirbelten rechts von der Stadt an zwei verschiedenen Stellen Rauchsäulen auf. An der einen Stelle dunkel, fast schwarz, bis allmälig eine röthliche Gluth den Rauch zertheilte. Nach Aussage meines Führers brannte an jener Stelle Ruprechtsau, weiter rechts, wo der Rauch schwächer war, das Dorf Bischheim. Befindet sich doch fast immer eins der umliegenden Dörfer in Flammen, hinter denen die deutschen Batterieen stehen und die von der Festung aus in Brand geschossen werden.

Ruprechtsau ist ein freundlicher Flecken, an dessen Landstraße viele Villen reicher Straßburger liegen. In dem schönen Schloßgarten daselbst werden im Sommer oft Concerte gegeben und dann tummelt sich dort eine elegante, fröhlich lärmende, lachende Welt. Und jetzt! — Nichts als Gräuel der Verwüstung, brennende Häuser, flüchtende Bewohner, der Straßburger Geschütze auf das eigne Besitzthum gerichtet.

Ja, der Krieg kennt nichts Schrecklicheres, als eine lange Belagerung einer volkreichen Stadt. Wohl fordern

die Schlachten auf freiem Felde mehr Opfer, aber sie sind doch meist nur ein fürchterlicher Moment, der zwischen Aufgang und Niedergang einer Sonne liegt. Eine Belagerung aber ist der Schrecken in Permanenz und auch die Nacht kennt da nicht jenen Frieden, der über den Gräbern des Schlachtfeldes weht.

Diese Belagerung ist bei Straßburg jetzt an ihrem letzten Stadium angelangt. Die erste und zweite Parallele sind fertig, die Eröffnung der dritten nahe bevorstehend. Der Festung in der Stadt naht sich mehr und mehr mit fürchterlicher, todbringender Umarmung eine Festung außerhalb der Stadt. Von Ausfällen der Belagerten, wie sie noch am 2. und 3. September so blutig stattfanden, kann fast nicht mehr die Rede sein. Man ist sich auf vier- bis fünfhundert Schritte nah, und der Kampf der auf den Wällen Stehenden und der in den Tranchéen sich Nähernden ist fast ein fortwährender. Das knatternde Kleingewehrfeuer mischt sich jetzt unaufhörlich in den dumpfen Donner der Geschütze. Ob ein Sturm stattfinden wird? — Man hat uns die Frage ebenso oft bejaht, wie verneint. Die Einen sagen, man wolle nicht durch einen mörderischen Sturm, der zehn- bis zwölftausend Menschen kosten würde, die Zahl der Opfer dieses schrecklichen Krieges ohne Nothwendigkeit vermehren. Die Anderen weisen darauf hin, daß eine regelmäßig fortschreitende Belagerung keinen Sinn habe, wenn nicht Sturm und Einnahme ihr Ziel sei.

* * *

Es ist wieder Abend, stiller friedlicher Abend. Aber nein! der Friede hat hier keine Stätte mehr, auch nicht, wenn der „sanfte Bote der gestirnten Nacht" hinter den Wolken hervortritt. Unaufhörlich zucken die Blitze am dunklen Horizont, unaufhörlich rollt der Donner. Gibt

es noch jemand in jener unglücklichen Schlacht, dem der Schlaf ein willkommener Tröster ist? Oder hat man sich vielleicht dort schon so an die Gluth der Flammen und den Donner der Kanonen gewöhnt, daß man die Augen ruhig zu schließen vermag?

Manchmal ist es mir, als sähe ich bei dem Aufleuchten eines Blitzes die dunkle Riesengestalt des Münsters am Horizont sich abheben. Ein sonderbares Gefühl überkommt mich, als müßt' ich beten, daß der Himmel schützend seine Hand halte über das Wunderwerk, welches ihm zu Ehren die erhabenste Kunst auferbaute. Zieht doch immer noch so manche glühende Kugel ihre gefährliche Bahn über das Schiff, ja über die Spitze des Thurms hinweg! Zittern nicht deine Gebeine, göttlicher Erwin, dort unter dem Grabstein im kleinen Höfchen der Johanniskapelle?

Und noch ein anderer seliger erhabener Geist würde seufzen, wenn er die drohende Zerstörung schaute. Es sind jetzt gerade einhundert Jahre, da stand gar oft vor der herrlichen Façade dort ein Jüngling, auf dessen Stirn ein Strahl desselben Genius thronte, der jenes Wunderwerk von der Erde zum Himmel emporrichtete. Wie oft stieg er auf die Plattform empor und schaute herab auf die alte deutsche Stadt und das gesegnete Land umher. Dann, so erzählt eine schöne Sage, die der schwäbische Dichter uns poetisch überliefert hat, wenn jener göttliche Jüngling die Stufen des Münsters hinaufstieg, erzitterte der gewaltige Bau, als fühle er, daß der Held einer neuen Zeit die alten Steine betrete.

„Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein ganz Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt."

Ja, nicht ein halbes Jahrhundert, wie Uhland damals schrieb, ein ganzes Jahrhundert herrscht im Reiche des Schönen Goethe, der mit den siebenziger Jahren des vorigen Säculums die Schwingen seines Genius entfaltete. Ja, er zog seine Bahn wie ein leuchtender Held und ihm folgte die Schaar so vieler Unsterblichen, bewundernd begrüßt von der Welt, ein „reicher Himmel, Stern an Stern," der auf die fernsten Geschlechter herableuchten wird.

Wir waren groß im Reiche des Schönen, aber im Reiche der Wirklichkeit waren wir klein und niedrig. Und wenn jetzt wieder unter den Wehen eines schrecklichen Krieges der stolze Münster in seiner Tiefe erdröhnt, dürfen wir nicht hoffen, daß aus den Flammen um ihn herum der Phönix einer neuen Zeit erstehen wird, die Deutschland groß und frei und glücklich sieht und ein lange verlorenes Kind der treuen Mutter wieder zuführt?

II.

Im Elsaß, 1. Oktober 1870.

Das Trauerspiel am Oberrhein hat endlich seinen Abschluß gefunden!

Am 27. September Nachmittags fünf Uhr sahen die Belagerer plötzlich eine weiße Fahne hoch am Münsterthurm flattern. Mit Jubel wurde das Zeichen der Uebergabe begrüßt, das Zerstörungswerk ruhte augenblicklich, die Belagerer stiegen aus den Laufgräben empor und auf den Festungsgräben drüben erschienen, zum Theil ihre Cigarretten rauchend, die französischen Soldaten. Viele von ihnen warfen in der Erbitterung ohnmächtiger Wuth ihre Gewehre in den Festungsgraben, einige faßten die Situation mit mehr Leichtsinn und weniger Takt auf und

fingen an, mit den deutschen Soldaten, wenn auch par distance, zu fraterniſiren. Die Verhandlungen zwiſchen den beiderſeitigen Höchſtkommandirenden waren um neun Uhr Abends bereits ſo weit gediehen, daß General von Werder die Capitulation ſeinem König telegraphiſch melden konnte. Der Abſchluß der Capitulationsurkunde erfolgte indeß erſt um zwei Uhr des folgenden Morgens und um acht Uhr rückten die deutſchen Truppen zur Beſetzung des Platzes vor.

Geſtern, am Morgen des 30. September, hielt der Höchſtkommandirende der Belagerungsarmee, General von Werder, ſeinen Einzug in die eroberte Stadt. Eine ſonderbare Fügung hatte gerade dieſen Tag gewählt. Erinnerte doch dieſes Datum an den dereinſtigen ſchmählichen Raub der alten deutſchen Reichsſtadt durch die Franzoſen. Am 30. September 1681 war Vormittags die Capitulation zwiſchen der verlaſſenen und verrathenen Stadt und dem Kriegsminiſter Ludwigs XIV. abgeſchloſſen worden, und am Nachmittag deſſelben Tages hielten 15,000 Franzoſen ihren Einzug, um alsdann mit dem Bau der Citadelle zu beginnen, die der Grundſtein eines mächtigen Bollwerks gegen Deutſchland werden ſollte. Gerade nach 189 Jahren war dieß mächtige Bollwerk durch deutſche Tapferkeit geſtürzt, die alte deutſche Stadt mit ihrem herrlichen Dom dem deutſchen Vaterland wiedergewonnen worden. Hat ſich nicht auch hier die Weltgeſchichte als das Weltgericht erwieſen?

* * *

Ein Feſt der Auferſtehung war es, das die unglückliche Stadt in jenen ſchönen Septembertagen feierte, die den Frühling wieder zu bringen ſchienen. Aus dumpfem Verſteck, aus der Keller modriger Nacht, ſteigt man her-

auf an das helle sonnige Licht. Kinder in der Wiege, von denen einige im Keller ihr Dasein begannen, werden heraufgetragen und vor die Thür gestellt und an der frischen Luft fangen die bleichen Wangen wieder an sich zu röthen. Die Thore öffnen sich, und wie ein voller Strom sich herein ergießt, so eilen auch Viele hinaus, um wieder einmal die frische freie Gottesluft einzuathmen. Man tritt wieder in Verbindung mit der allernährenden Mutter Erde, von der man Monate lang ausgeschlossen war. Landleute bringen ihre Waaren, Eier, Butter, Gemüse; der verödete Markt zeigt wieder ein lebhaftes Bild. Sonderbar sticht das frische Grün von den grauen Trümmern ab; sein würziger Duft kündigt einen lang entbehrten Genuß an. Die Läden öffnen sich und ein Strom von Fremden wogt auf und ab. Manche sind darunter, die von weit her kommen, um Verwandte und Bekannte aufzusuchen und nach ihrem Geschick sich zu erkundigen. Wenn man auch den verschlossenen Groll bewahrt, so empfindet man doch gern die aufrichtige Theilnahme, die von allen Seiten gezeigt wird. Und wenn der Tag mit seinem ungewohnten Gewühl vorüber ist, kommt jener sanfte Tröster und Freund, der Schlaf, dessen Wohlthaten man fast ganz entwöhnt war, dem man jetzt wieder mit sorgloser Ruhe sich hingeben darf.

Ja, Tage der Auferstehung waren jene letzten drei Tage des September, und Jedem, der an diesen Tagen Zeuge des neuen Lebens war, zu dem die Leiche der Stadt sich erhob, werden die Eindrücke, die er empfing, unvergeßlich bleiben. Die nachfolgende Schilderung versucht, diese Eindrücke in flüchtigen Strichen wiederzugeben; sollte vielleicht einem spätern Besucher der Stadt diese Schilderung übertrieben klingen, so sei er daran erinnert, daß sich dieß neue Leben in die erstorbenen Adern der Stadt

mit der Schnelligkeit eines Stromes ergoß, der in ein verlassenes Bett zurückgedrängt wird.

Am 28. September hatten die deutschen Truppen die eroberte Festung besetzt, am andern Morgen bereits näherte ich mich mit einer kleinen Gesellschaft, in der sich auch Straßburger Flüchtlinge befanden, auf einem Leiterwagen von Wendenheim der unglücklichen Stadt. Wie war die Scenerie, in der ich das letztemal auf dem rechten Rheinufer mich Straßburg näherte, um das Bombardement zu beobachten, von alledem verschieden, was mich jetzt umgab und mein Auge beschäftigte! Damals war dunkle Herbstnacht, in der nur ein ferner röthlicher Schimmer am westlichen Horizont und rechts und links davon aufzuckende Blitze die Stelle bezeichneten, wo die unglückliche Stadt lag! Jetzt ein heller sonniger Morgen, in dessen Glanz die Landschaft wie ein Bild des Friedens vor uns ausgebreitet lag. Dort drüben zeigen sich mit bläulich duftigem Schimmer die Höhen des Schwarzwaldes. Zarte Nebelschleier, wie die Pappelallee der Landstraße, die sich am Ufer hinzieht, deuten die Stelle an, wo der stolze Rhein dahinströmt. Und rechts dort drüben, auch von Nebeln umflossen, liegt der langgezogene Wall der Vogesen, der unsere Schutzwehr werden soll gegen einen räuberischen Nachbar. Was für ein gesegnetes Land dehnt sich zwischen diesen beiden Gebirgszügen aus, in seiner Mitte durchschnitten von den Fluthen des königlichen Stromes, der bald an keiner Stelle mehr Deutschlands Grenze, sondern völlig Deutschlands Strom sein wird!

Aber freilich der Frieden dieser Landschaft, wie ihr Segen, ist hier zerstört durch die verheerende Saat des Krieges. Je näher wir dem Ziele unserer Wanderung kommen, desto mehr werden wir daran erinnert. Rechts und links verwüstete Felder, oft platt getreten, wie eine

Tenne. In langen Reihen stehen dort die Geschütze, die aus den Batterieen zurückgezogen sind. Vor zwei Tagen noch sandten sie Tod und Verwüstung aus ihren Schlünden. Jetzt stehen sie friedlich da und die Sonnenstrahlen spielen auf ihrem Metall. Und was für ein buntes und lebhaftes Treiben bewegt sich auf der breiten, schönen Landstraße, mit uns und uns entgegen. Ein langer Zug mit Munitionswagen, der nach Mundolsheim hinuntergeht, kreuzt unsern Weg und wir müssen lange warten, bis wir weiter kommen. Officiere und Ordonnanzen jagen an uns vorüber. Da kommt wieder ein Zug Kanonen, Geschütze vom schwersten Kaliber, vielleicht schon Beutestücke des Sieges, die davongeführt werden. Auf kleinen Bauerwagen fahren junge Männer in reicher Uniform an uns vorüber, fast noch Knaben. Es sind Officiere der Mobilgarde, die in ihre elsäßische Heimat zurückkehren. Lebhafter ist der Strom, der mit uns der Stadt entgegentreibt. Nicht wenige unter diesen Wanderern sind Flüchtlinge, die nach wochenlanger Verbannung in ihre Vaterstadt zurückkehren. Wie werden sie das väterliche Haus wiederfinden? Andere treibt Schaulust oder Mitgefühl dahin, nicht wenige auch Geschäftseifer. Es ist merkwürdig, wie schnell sich die Industrie auf den Trümmern einer Stadt wieder zu etabliren weiß. Den natürlichsten und nothwendigsten aller Industriezweige repräsentiren jene kleinen Karren, auf denen Landleute Milch, Eier und Butter in die ausgehungerte Stadt führen. Wie Mancher geht mit dem Vorsatz des Wuchers, setzt sich die höchsten Preise vor; und wie Viele von ihnen werden doch mit den billigsten Preisen losschlagen, wenn sie das Elend sehen, dem die sonst so reiche Stadt verfallen ist.

Die letzte Anhöhe vor der Stadt liegt hinter uns, wir treten in den Bereich des Zerstörungswerkes ein. Es sind die äußersten Häuser von Schiltigheim nach der westlichen

Seite hin, die wir passiren. Hier standen wenigstens Häuser; jetzt starren uns kahle Ruinen, nackte Wände entgegen. Von so mancher Villa reicher Straßburger Bürger, die hier die Straße schmückte, sind nur noch Steine übrig, aus denen die halbversengten Bäume und Büsche der kleinen Gärtchen hier und dort hervorsehen. Furchtbar haben hier die Geschosse der Belagerten gewüthet, die sie gegen das eigene Besitzthum richten mußten. Wir kommen an die erste Parallele und mit Mühe schwankt unser Wagen über den tiefen Einschnitt, obgleich er hier an der Straße schon halb verschüttet ist. Dort liegt der Kirchhof de St. Helène; die Parallele durchschneidet ihn, einzelne Gräber sind aufgewühlt, die Grabsteine zerschossen und umgeworfen. Der unerbittliche Krieg läßt auch die Todten nicht ruhen. Dort drüben liegen Ruprechtsau, Bischheim, Königshofen — alle diese Flecken und Vorstädte von Straßburg sind ein Opfer der entsetzlichsten Zerstörung geworden. Wir überschreiten die zweite und dritte Parallele und wenden uns rechts dem Kronenburger Thor zu. Wie riesig sind diese Arbeiten der Belagerer! Was hat deutsche Ausdauer und Tapferkeit im Angesicht der feindlichen Geschosse hier geleistet! Und was für kolossale Werke standen ihnen noch entgegen. Diese häuserhohen Wälle, dieser tiefe breite Graben, — wenn der Blick eines Laien darauf fällt, so begreift man nicht, wie solche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Wie viel Kugeln müssen einschlagen, bis ein einzelnes Steingefüge sich loslöst! Die beiden Lünetten 52 und 53, die von den Belagerern unter dem feindlichen Feuer besetzt wurden, geben uns eine Vorstellung davon. Einst stattliche Werke, sind sie jetzt zerschossene Erdhaufen.

Wir fahren durch das Kronenburger Thor in die Rue du Faubourg de Saverne ein. Hier treten uns die Gräuel der Zerstörung entgegen, deren Vorbote das verwüstete

Schiltigheim war. Rechts und links halbverbrannte und zerschossene Häuser. Wir steigen ab und treten zu Fuß eine Wanderung durch die Stadt an, um Eindrücke aufzunehmen, die das Mitgefühl für immer unauslöschlich der Erinnerung einprägt.

Zunächst rechts zum Faubourg national. Hier wohnte die wohlhabende Gärtnerzunft Straßburgs. Unter Trümmern und Asche ruhen hier alle Besitzthümer, die Bewohner sind arme Bettler. Einigen Straßburgern, die bedauernd hier stehen, sprechen wir unsere Theilnahme aus. „Gehen Sie erst einmal in die Steinstraße," wird uns die Antwort, „dort sieht es noch ganz anders aus." Wir folgen der Richtung, die uns bezeichnet wird, und gehen den Kanal entlang, über den Quai Desaix und Quai Kellermann. Die Häuser sind hier von den Flammen mehr verschont geblieben, dagegen fast alle an der Fronte von Kugeln durchlöchert. Von dem Quai Schöpflin biegen wir links ab in die Steinstraße. Was für ein trauriger trostloser Anblick! Von den Häusern dieses Stadttheils steht kaum hier und da noch eine Wand. Alles verbrannt, und das Verbrannte noch von Kugeln zerschossen. Wie traurig entspricht der ominöse Name der Straße jetzt der Wirklichkeit! Nur Steine rings, in die das Werk der Menschenhände von der Macht der Zerstörung wieder aufgelöst ist. Arme Leute stehen hier und suchen ihre Häuserchen und finden sie nicht mehr heraus aus dem allgemeinen Trümmerhaufen. Und wie Mancher, der hier seine Habe vernichtet sieht, kann sich nicht einmal den Trost versprechen, „daß kein theures Haupt ihm fehle!"

Wir wenden uns ab von diesen Bildern des Schreckens, um überall neue aufzunehmen. Die halb zerstörte Rue de la nuée bleue führt uns dem Place Broglie zu. Die ausgebrannten Hallen und Façaden der stolzen Gebäude

hier nehmen vielleicht weniger das Mitgefühl in Anspruch, prägen aber der Erinnerung weit mehr die Vorstellung des Schrecklichen ein. Ruine neben Ruine zeigt sich hier dem Blick. Rechts das verbrannte Café Broglie mit seiner schönen Terrasse, an der das eiserne Gitterwerk herabhängt, dann das halbzerschossene Hôtel de Ville und weiter hinten die Trümmer der Präfektur. Links die Banque de France, deren Dachstuhl herabgebrannt ist, und die Ruinen der Artillerieschule. Den düstern Hintergrund bildet das völlig ausgebrannte Theater, von dessen kahlen Mauern das Gespinnst der Gasröhren herabhängt. Man hat auch hier Rettungsversuche gemacht, die fruchtlos waren. Auf der Treppe liegen Programme, Billets, Briefe und Telegramme in bunter Verwirrung umher. Unter den Bäumen dort, nach der Präfektur zu, liegt ein Haufen von Coulissen, die man gerettet hat, und das Grün der buntgemalten Landschaften hebt sich sonderbar ab von dem düstern Grau der umherstehenden Trümmer.

Wir gehen zurück durch die Promenade Broglie, deren Bäume von der Gluth versengt sind, und wenden uns der neuen Kirche zu. Hohe, kahle Mauern starren uns entgegen. Wir treten in den Anbau ein, wo sich die berühmten Bibliotheken Straßburgs befanden, die bekanntlich ein Raub der Flammen geworden sind. Auf der verkohlten Asche ist theilweise noch deutlich die Schrift zu lesen. Auch Ueberreste der Schöpflin'schen Alterthümersammlung liegen umher, steinerne Köpfe und Arme, reiche Beute für reliquiensüchtige Touristen. Wir treten heraus und an den Trümmern des protestantischen Gymnasiums vorüber, das das Schicksal der daranstoßenden Kirche getheilt hat, wenden wir uns dem Kleberplatz zu. Die Statue Klebers ist von Kugeln verschont geblieben und trägt einen grünen Kranz. Aber auch hier tritt uns eine

großartige Ruine entgegen, die des état major, in dessen oberem Stockwerk sich die städtische Bildergallerie befand; auch hier die schrecklichste Verwüstung. In den Winkeln der öden Mauern ist Stroh ausgestreut. Hier suchten die Wachtmannschaften Schutz vor den Kugeln. Zwischen Köpfen und Armen von Statuen liegen Stücke von Gewehren umher, die bei der Uebergabe aus Wuth an den Mauern zerschlagen sind.

Wir gehen zurück, durch kleine Seitengäßchen dem Münster zu. Da steht die herrliche Façade in all ihrer überwältigenden Pracht vor unsern Augen. Freilich auch der Riese trägt die Spuren der schweren Zeit, und manche Kugel hat Wunden in seinen Wunderbau geschlagen. Aber im Ganzen ist seine Schönheit unversehrt und wir dürfen sagen: wir haben Straßburg für Deutschland gewonnen und den Münster für die Menschheit erhalten.

Diese Spuren und Wunden des Krieges an dem Meisterwerk Erwins aufzuzählen, dürfen wir uns ersparen. In allen Blättern und Blättchen wird längst darüber berichtet sein, wenn diese Zeilen gelesen werden. Wir gehen weiter an dem kaiserlichen Schlosse vorüber, das zu einem Lazareth erhoben ist. Der Ill liegt vor uns und über eine Brücke schreitend kommen wir auf den Quai des Pêcheurs. Dieser ganze nordöstliche Stadttheil mit der Krütenau bis zum Fischerthor hin hat ebenfalls stark gelitten. Auch hier sind ganze Straßen eingeäschert, Hunderte zu Bettlern gemacht.

Damit haben wir auch unsern Gang durch die am meisten beschädigten Stadttheile beendigt. Wir würden mit allzu dunklen Farben auftragen, wenn wir nicht hinzufügten, daß ganze Straßen auf der östlichen Seite der Stadt, in der wir angelangt, verschont geblieben sind, nur hier und da eine Kugel eingeschlagen, die über ihr

Ziel hinausflog. Aber ist es nicht des Elends und der Verwüstung genug, was uns auf unserer Wanderung entgegen getreten?

Noch einen Gang wollen wir nicht versäumen. Vom Quai des Pêcheurs wenden wir uns der Akademie und der Tabaksmanufaktur zu. Auf der linken Seite befindet sich hier, der Akademie schräg gegenüber, der botanische Garten. Hier ist die Ruhestätte aller Derjenigen, die während der Belagerung eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sind. An der Wand eines Gewächshauses entlang steht Kreuz an Kreuz, da in manchem der Gräber drei oder vier Personen zusammen begraben liegen. Auf so manchem Kreuz ist das kleine Wort „tué“ zu lesen. Man sagte mir, daß im Ganzen 12 bis 1400 Personen während der Belagerung hier begraben wurden. Friede ihrer Asche!

6998
HG.
R9[illegible]k
Author Rullmann, Wilhelm
Title (Landschaftliches und Geschichtliches aus dem)

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU